AUGUST HEINRICH JULIUS LAFONTAINE

VON DEN ANFÄNGEN BIS ZUR HÖHE SEINES SCHAFFENS 1785—1800

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE UND TECHNIK DES ROMANS

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE

DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

VEREINIGTEN FRIEDRICHS-UNIVERSITÄT
HALLE-WITTENBERG

ACAD.
LUGD.BAT.
BIBL.

VORGELEGT

VON

FRANZ RUMMELT
AUS HALLE (SAALE)

HALLE (SAALE)
DRUCK VON EHRHARDT KARRAS G.M.B.H
1914

Referent: Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Strauch.

Tag der mündlichen Prüfung: 17. Dezember 1913.

Meinen lieben Eltern

Inhalt.

Seite

Literaturnachweise VII

Einleitung 1

Erstes Kapitel. Lafontaines Leben 3

Zweites Kapitel. Lafontaines Tätigkeit als Schriftsteller 23

1. Anfänge 23
   Brutus oder die Befreiung Roms S. 24. — Kleomenes S. 27.
2. Dramatische Werke 28
   Allgemeine Betrachtung S. 29. — Antonie, oder das Klostergelübde S. 30. — Die Tochter der Natur S. 32. — Die Prüfung der Treue, oder die Irrungen S. 33.
3. Novellistik 35
   Ursprung der Novelle S. 36. — Darstellung der Liebe S. 37. — Psychologische Probleme S. 39. — Darstellung des häuslichen Glückes S. 41.
4. Pädagogische Romane 47
   Revolution im Erziehungswesen durch Montaigne, Locke und Rousseau S. 48. — Natur — Kultur S. 49. — Der Naturmensch S. 51. — Der Sonderling S. 56. — Quinctius Heymeran von Flaming S. 61.
5. Historische Romane 65
   Rudolph von Werdenberg S. 65. — Zeitereignis Cagliostro S. 70. — Klara du Plessis S. 71. — Familie St. Julien S. 78. — Sagen aus dem Altertume S. 82. — Übergang zum Familienroman (Liebe und Dankbarkeit) S. 85.
6. Die Entwicklung des Familienromans bis auf Lafontaine . 86
   Richardson S. 87. — Fielding und Sterne S. 88. — Gellert S. 89. — Wieland S. 89. — Musäus S. 90. — Rousseau S. 90. — Sophie Laroche, Hermes, Knigge S. 91. — Goethe S. 92. — Hippel, Wezel, Joh. Gott. Müller S. 92. — Jean Paul S. 93.
7. Familienromane 94
   Herrmann Lange S. 94. — Leben eines armen Landpredigers S. 99. — Carl Engelmanns Tagebuch S. 103. — Die Familie von Halden S. 105.

Seite

8. Ideen und Tendenzen (Stellung zu Lebensfragen) 108
Lafontaine als Prediger S. 108. — Lafontaines Ansicht über Liebe S. 110. — Staat und Stände S. 112. — Lafontaines Ideal eines guten Menschen S. 115. — Lafontaines Urteil über Schriftstellerei S. 115. — Lafontaines Urteil über das Schauspiel S. 116.

9. Technik 116
„Er“roman — „Ich“roman S. 117. — Einsätze S. 117. — Einführung der Personen S. 118. — Charakterisierung S. 119. — Personen aus dem Bekanntenkreise S. 119. — Milieu des Romans S. 120. — Schilderung der Personen: Wortarmut —Wortwahl S. 121. — Sonderlinge, komische Figuren S. 122. — Aufbau der Handlung: Hinderungsgründe für Liebe S. 123; Standesunterschiede S. 123; Mifsverständnisse S. 124; Örtliche Trennung S. 124; Förderer der Liebe S. 125. — Erregung von Spannung S. 125. — Erschütternde Szenen, rührende Szenen S. 125. — Beiwerk: Naturschilderung, lyrische Partien S. 126; Briefe, lüsterne Szenen S. 127.

Lafontaine-Bibliographie 128
A. Einzelne Romane 129
B. Romansammlungen, von Lafontaine selbst veranstaltet . . 131
C. Dramatische Werke 134
D. Ausgaben antiker Schriftsteller 134
E. Beiträge zu Zeitschriften 134
F. Gelegenheitsarbeiten 137
G. Übersetzungen von Werken Lafontaines 137

Literaturnachweis.

(S. auch S. 128.)

J. Addison und R. Steele, The Spectator 1711.
L. Benzler, Des Dionys von Halikarnafs Römische Altertümer. 1. Bd. Lemgo 1771.
H. Fielding, Die Geschichte des Thomas Jones, eines Findelkindes. Übersetzt von Bode. Leipzig 1786—88.
C. F. Gellert, Leben der schwedischen Gräfin von G***. Leipzig 1747—48.
J. W. von Goethe, Der Grofscophta. Berlin 1792.
J. T. Hermes, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Leipzig 1778.
Jean Paul, Fälbels Reise 1796.
— Schulmeisterlein Wuz. Berlin 1793.
A. W. Iffland, Die Jäger. Berlin 1785.
— Die Mündel. Berlin 1785.
J. F. Kaltwasser, Des Plutarch von Chäronea vergleichende Lebensbeschreibungen. 8. Teil. Agis und Kleomenes. Magdeburg 1804.
A. von Kotzebue, Die Indianer in England. Leipzig 1790.
S. Laroche, Geschichte des Fräulein von Sternheim. Leipzig 1771.
J. G. Müller, Siegfried von Lindenberg. Hamburg 1779.
K. Musäus, Der deutsche Grandison. Eisenach 1760—62.
A. L. von Oelsnitz, Polybius' Geschichte, übersetzt. Berlin 1755 bis 1769.
S. Richardson, Pamela. London 1741. Deutsch, Liegnitz 1772.
J. J. Rousseau, Julia oder die neue Heloïse. 1761.
— Emil oder von der Erziehung. 1762.
F. von Schiller, Der Geisterseher. 1787.
L. Sterne, Leben und Meinungen des Tristram Shandy, übersetzt von W. H. Magdeburg 1831—33.
C. M. Wieland, Geschichte des Agathon. 1766—67.

C. A. Behmer, Laurenze Sterne und C. M. Wieland. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Heft 9. Berlin 1899.
A. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls. Leipzig 1888.
F. Bobertag, Geschichte des Romans. Berlin 1881—1884.

O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Quellen und Forschungen. Heft 40. Strafsburg 1880.
F. Brüggemann, Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment. Jena 1909.
C. A. H. Burckhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Theatergeschichtliche Forschungen von Litzmann I. Hamburg und Leipzig 1891.
J. Czerny, Sterne, Hippel und Jean Paul. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. 27. Heft. Berlin 1904.
W. Dibelius, Englische Romankunst. Palaestra, Heft 92. 98. Berlin 1910.
J. Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen, übersetzt von F. Liebrecht. Berlin 1851.
G. Ellinger, Über Gellerts Fabeln und Erzählungen. Programm. Berlin 1895.
A. Eloesser, Das bürgerliche Drama, seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert. Berlin 1898.
La Grande Encyclopédie. Inventaire raisonné des Sciences de lettres et des arts. Par une Société de Savants et des gens de lettre. Paris.
W. Fielitz, Schiller und Lotte. Briefwechsel 1788—1805. Stuttgart 1879.
L. Friedländer, Über die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur. Leipzig 1873.
R. Fürst, Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert. Halle 1897.
J. G. Gruber, August Lafontaines Leben und Wirken. Halle 1833.
C. Heine, Der Roman in Deutschland 1774—78. Halle 1892.
G. F. Hertzberg, Geschichte der Stadt Halle an der Saale während des 18. und 19. Jahrhunderts. Halle 1893.
F. Jonas, Schillers Briefe. Kritische Ausgabe. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1892.
M. Kawczýnski, Studien zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. I. Moralische Wochenschriften. Leipzig 1880.
W. Kawerau, Aus Halles Literaturleben. Halle 1888.
H. Keiter und T. Kellen, Der Roman. Essen 1912.
Koch, A. H. J. Lafontaine in Ersch und Grubers Allgemeiner Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. 2. Sektion 41, 161 ff.
A. von Kotzebue, Literarisches Wochenblatt. 1818—19.
W. von Kotzebue, A. von Kotzebue. Urteile der Zeitgenossen und der Gegenwart. Dresden 1881.
H. Mielke, Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Braunschweig 1897.
J. von Müller, Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft. Der sämtlichen Werke 21.—23. Teil. Tübingen 1815.
J. Müller, Jean Paul-Studien. München 1900.
— Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München 1894.

M. Müller, J. K. A. Musäus' Leben. Jena 1867.
Muncker, A. H. J. Lafontaine in der Allgemeinen deutschen Biographie 17, 512ff.
R. Nedden, Quellenstudien zu Gellerts Fabeln und Erzählungen. Leipziger Diss. 1898.
P. Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen. Berlin 1876.
B. Neuendorff, Entstehungsgeschichte von Goldsmiths Vicar of Wakefield. Berliner Diss. 1903.
W. Nowack, Liebe und Ehe im deutschen Roman zu Rousseaus Zeiten 1747—1774. Bern 1906.
K. von Raumer, Geschichte der Pädagogik. Gütersloh 1879.
R. Riemann, Goethes Romantechnik. Leipzig 1902.
K. Rosenkranz, Von Magdeburg bis Königsberg. Berlin 1873.
W. Scherer, Anfänge des deutschen Prosaromans. Quellen und Forschungen. Heft 21. Strafsburg 1877.
A. W. von Schlegel, Kritische Schriften. 2 Teile. Berlin 1828.
E. Schmidt, Richardson, Rousseau, Goethe. Jena 1875.
F. J. Schneider, Jean Pauls Jugend und erstes Auftreten in der Literatur. Berlin 1905.
— Theodor Gottlieb von Hippel in den Jahren 1741—1781. Prag 1911.
Schnorr von Carolsfeld, Johann Karl Wezel. Archiv für Literaturgeschichte 14 (1886), 172ff.
F. Spielhagen, Beiträge zur Theorie und Technik des Romans Leipzig 1883.
H. Taine, Les origines de la France contemporaine. Paris 1891.
H. Ulrich, Robinson und Robinsonaden. Literarhistorische Forschungen hg. von Schick und von Waldberg. 7. Heft. Weimar 1898.
P. Ulrich, Gustav Freytags Romantechnik. Marburg 1907.
M. von Waldberg, Der empfindsame Roman in Frankreich. Strafsburg und Berlin 1906.
R. M. Werner, Schriften über die Technik der Erzählung. Deutsche Literaturzeitung, Jahrgang 30 (1909), Nr. 2.
B. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans. Jena 1841.
Th. Ziegler, Geschichte der Pädagogik. München 1909.

Einleitung.

Kein bleibend Denkmal von Stein oder Erz hat die Stadt Halle ihrem Bürger August Heinrich Julius Lafontaine gesetzt, das Zeugnis ablegte von der Beliebtheit, der sich seine Werke um die Wende des 18. Jahrhunderts zu erfreuen hatten, nicht nur in dem engen Rahmen seiner zweiten Heimat, die Halle seit 1786 geworden war, sondern weit und breit durch die deutschen Lande und bis über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Nur ein winziger Leichenstein auf dem Neumarktfriedhof bezeichnet die Stelle, wo er, einst in Schriftstellerkreisen wohlbekannt, bei dem selbst Goethe Einkehr hielt, dann aber schnell von seinen Mitbürgern vergessen, von seinem schaffensreichen Leben ausruht. Selbst wenn man unsere Literaturgeschichten zu Rate zieht, erhält man nur ein blasses, einseitiges Bild von dem Schaffen des Mannes, der es in der Zeit seines Lebens etwa bis auf 200 Werke brachte. Einig sind sich alle diese Literarhistoriker darin, dafs sie Lafontaine als den Schöpfer des sentimentalen Familienromans darstellen, dem es nur darauf ankam, seinen Lesern durch Schilderung rührender Szenen Tränen zu entlocken, dabei aber fast gänzlich aufser acht lassen, diejenigen seiner Werke einer näheren Betrachtung zu unterziehen, die vor dem Jahre 1795 liegen, d. h. ehe er sich völlig dem Familienroman zuwandte. Gerade seine literarische Entwicklung zeigt, wie allseitig interessiert er war, in wie mancher Dichtungsart er sich erst versuchte, bis er sein Talent entdeckte, das ihn dann ganz der Darstellung des stillen Familienlebens, seiner Reize, seines Glückes sich widmen liefs. Diese Entwicklungs-

jahre von 1785 an bis zur Höhe seines Schaffens um die Wende des 18. Jahrhunderts zu schildern, wird die spezielle Aufgabe dieser Arbeit sein. Es gilt zu zeigen, wie einseitig es ist, Lafontaine nur als Familienromanschreiber zu bezeichnen.

Nach kurzer biographischer Einleitung soll an der Hand seiner Dramen sein dramatisches Schaffen zur Darstellung kommen, in dem Abschnitt „Novellistik“ seine Fähigkeit, kurze, knappe Erzählungen mit Verwendung von nur wenigen Personen vor unserem Auge entstehen zu lassen. Seine pädagogischen Romane zeigen, wie sehr er sich für die gewaltigen Umwälzungen interessierte, die Rousseaus Auftreten in der Erziehungslehre hervorrief; seine Zeitromane lassen uns seine Stellung zur französischen Revolution von 1789 erkennen. Erst in seinen letzten historischen Romanen vollzieht sich ganz allmählich und schrittweise der Übergang zu seinem Hauptschaffensgebiet, zu den Familienromanen, von denen die gröfseren, bis zum Jahre 1800 entstandenen, Betrachtung erheischen. Mit ihnen ist der Höhepunkt seines Schaffens erreicht. Ein weiteres Kapitel soll besonders seine Ideen und Tendenzen über Staat, Kirche, Glauben, Freundschaft und Liebe verfolgen, zum Schlufs auch die Technik Lafontaines im einzelnen charakterisiert werden.

Erstes Kapitel.

Lafontaines Leben.

Auf keine stolze Ahnenreihe konnte die Familie Lafontaine zurückblicken, als stille Bürger hatten die Vorfahren in Frankreich gelebt, unbekannt, ungenannt. Als treue Anhänger der reformierten Kirche mufsten sie dann unter Ludwig XIV. das Schicksal vieler Glaubensgenossen teilen; die Aufhebung des Edikts von Nantes beraubte sie der Heimat, und die Unruhen und Verfolgungen dieser Zeit zwangen sie zur Flucht. Die Familie Lafontaine fand in Deutschland eine neue Heimat. Der Zufall hatte sie nach Celle geführt, und hier sollte sie bald durch ihre Stellung zum Hofe zu Rang und Ansehen kommen. Georg Ludwig, der damalige Kurfürst von Hannover, machte den Bildnismaler Georg Wilhelm Lafontaine, den er wegen seines Talentes schätzte, zu seinem Hofmaler, und damit hatte Lafontaine eine angesehene Stellung erworben. Seiner am 10. Juni 1700 mit Anna Elisabeth Brabant geschlossenen Ehe entsprofs als ältester Sohn am 16. Dezember 1704 Ludolph Ernst Andreas, der Vater des Romanschriftstellers. Auch dieser älteste Sohn widmete sich der Kunst des Vaters, dessen Talent er geerbt hatte. Sein Tatendrang, und die Begierde, Gröfseres als der Vater zu leisten, veranlafsten ihn zu zahlreichen Reisen, die er zu seiner künstlerischen Vervollkommnung benutzte, indem er Schüler berühmter Meister wurde. Förderlich für seine Studien war besonders die Stellung des Vaters als Hofmaler des Kurfürsten Georg Ludwig, der am 31. Oktober 1714 als Georg I.

den englischen Thron bestiegen hatte. Nach London zog auch der junge Lafontaine und vermählte sich hier mit der Tochter eines königlichen Kammerdieners, die ein bedeutendes Vermögen in die Ehe mitbrachte. Er verwandte dieses zu weiten Studienreisen durch Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, wo er sich nicht nur eine vortreffliche künstlerische Bildung, sondern auch reiche Sprachkenntnisse erwarb, die später seinen Kindern zugute kommen sollten. Auf diesen Reisen hatte ihn die Gattin stets begleitet, da verunglückte sie in Leipzig, und der durch den Verlust tief getroffene Lafontaine kehrte zu seinen Eltern nach Celle zurück. Hier hatte er das Glück, den Herzog Karl von Braunschweig kennen zu lernen, der ein grofser Kunstfreund war. Dieser Herzog Karl schätzte bald den Maler Lafontaine derart, dafs er ihn als Reisebegleiter und Führer durch die Kunstschätze mit auf eine Studienreise nach Italien nahm. Es bildete sich ein vertrautes Verhältnis zwischen dem Herzog und Lafontaine, dem jener dadurch äufseren Ausdruck gab, dafs er ihn zum Hofmaler ernannte. Als die Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegt wurde, schlug auch Lafontaine dort seinen Wohnsitz auf. In Braunschweig schlofs er dann die dritte Ehe, nachdem auch seine zweite Gattin bald gestorben war. Er vermählte sich mit der Tochter des Amtmanns Thorbrügge, Sophie Elisabeth. Dieser Ehe entsprofs am 5. Oktober 1758 ein Sohn, der am 8. Oktober bei der Taufe im St. Blasius-Dom die Vornamen August Heinrich Julius erhielt. Seine Paten waren der Kollegiat Hantelmann aus Riddagshausen und die Frau des Kammerkommissars Hantelmann geb. Bertram.[1]) Noch mehrere Kinder entsprossen dieser Ehe, auch aus der zweiten Ehe waren Kinder vorhanden, so dafs zehn Kinder das Haus belebten.

Das Sorgenkind seiner Eltern war August Lafontaine in den Tagen seiner Kindheit. Gesund und munter waren seine

[1]) Kirchenbuch des St. Blasius-Doms zu Braunschweig, Jahrg. 1758, S. 284.

Geschwister, er aber war stets kränklich, und oft waren die Eltern in schwerster Sorge um sein Leben. Endlich im siebenten Jahre bewirkte ein starker Hautausschlag einen Umschwung zum Besseren, die Gesundheit des Knaben kräftigte sich so, dafs er in seinem ganzen Leben nicht wieder ernstlich krank wurde, ja selbst Feldzugstrapazen mit Leichtigkeit ertrug. Mit Rücksicht auf seine zarte Gesundheit hatte man es nicht gewagt, ihn in die öffentliche Schule zu schicken, und so genofs er zuerst nur Privatunterricht bei einer Jungfer Fohwinkel. An diesen Unterricht schlofs sich die Erziehung an, die Vater und Mutter dem Knaben übermittelten. Der reich talentierte Vater unterrichtete ihn in Musik und Zeichnen, die Mutter sorgte für seine Herzensbildung. Ein gastliches Haus führten die Eltern, Angehörige der verschiedensten Nationen gingen ein und aus, und mit jedem konnte sich Augusts Vater in der Muttersprache unterhalten, da er Holländisch, Englisch, Französisch, Italienisch, Schwedisch wie seine Muttersprache beherrschte. So hörten die Kinder schon in frühester Jugend die fremden Sprachen, der Vater sprach sie dazu auch mit ihnen, so dafs sie bald umfangreiche Sprachkenntnisse erwarben. Besonders eifrig trieb der Vater Englisch und Französisch mit seinen Kindern. Ein herzliches Zusammenleben herrschte in der Familie, lebensfroh waren Vater und Mutter, so dafs der Dichter eine glückliche Jugend verlebte. Als unbegrenzt hilfsbereit und freigebig wird der Vater geschildert, ja seine Hilfsbereitschaft soll ihn öfters selbst in peinliche Situationen gebracht haben. Von seinen Geschwistern liebte August Lafontaine am meisten seine nur ein Jahr ältere Schwester Henriette, die oftmals als sein Schutzengel auftrat, wenn er Torheiten begangen hatte.

Schon während dieser Kinderzeit regte sich in August das Erzählertalent, das ihn später für eine bestimmte Zeit zu so bedeutender Schriftstellerlaufbahn befähigen sollte. Der Abenteuerroman, der damals alle Gemüter bewegte, blieb auf ihn nicht ohne Wirkung; gern las er den Robinson Crusoe, den Roman des Herzogs Anton Ulrich, Valiskas Wunder-

geschichte und andere Romane. Ovids Metamorphosen beschäftigten ihn, und er wurde nicht müde, im Kreise seiner Gespielen die gelesenen Geschichten zu erzählen; und zwar derart, dafs er sie mit seiner Phantasie sogleich beim Erzählen noch weiter ausspann. Allen Literaturströmungen war er unterworfen. Hermes' „Sophiens Reise nach Memel", „Die Geschichte der Miss Fanny Wilkens", „Yoriks Reisen" von Sterne, alle diese Romane machte er sich sogleich nach ihrem Erscheinen zugänglich.

Bald reichte der Unterricht der Jungfer Fohwinkel und der Eltern nicht mehr aus, und so brachte man ihn nach dem Martineum, dessen Direktor damals Blanke war, der nicht nur ein trefflicher Fachgelehrter, sondern besonders ein großer Jugendfreund war. Die Liebe zu den griechischen Klassikern erweckte ihm der Konrektor Bosse, und sie hat sich Lafontaine bis zu seinem Lebensende bewahrt, indem er sie stets im Urtext las[1]). Bald kam die Zeit der Konfirmation heran, und nun erhob sich für die Eltern die schwere Frage nach der Zukunft des Sohnes. Auf Anraten des englischen Kaplans der Erbprinzessin, Mackeldey, der von den Geistesgaben des Knaben entzückt war, beschlossen die Eltern, dem Sohne eine akademische Bildung zu geben. Der frommen Mutter Lieblingswunsch war, den Sohn einst als Seelsorger zu sehen, und gern wollte er ihr diesen erfüllen. Um ihn für das Studium gut vorzubilden, brachte ihn der Vater 1774 nach dem 1638 von der Herzogin Anna Sophia gegründeten „Anna Sophianeum" in Schöningen, wo er durch die Güte des Herzogs Karl eine Freistelle erhielt[2]). In Schöningen war August Lafontaine sehr nahe bei Braunschweig und hatte so Gelegenheit, viele berühmte Männer kennen zu lernen, die sich damals in den Mauern der Residenz aufhielten. Dazu kam, dafs Lessing, Gärtner, Ebert und Zachariae im elterlichen Hause verkehrten. War es da wunderbar, dafs durch sie dem Knaben die deutsche Literatur nahegebracht wurde? Auch hier in Schöningen kam Lafon-

[1]) Ersch und Gruber, Enzyklopädie 2. Sekt. 41, 161 ff.
[2]) Kurz, Geschichte der deutschen Literatur 3, 587.

taine in die Hand vortrefflicher Lehrer, die meist grofse Freunde der Jugend waren. Schon in der Schulzeit hatte August oft Gelegenheit, sein dramatisches Talent zu betätigen. Es wurden Schulaufführungen veranstaltet, bei denen er als Regisseur seinen guten Blick für Bühnenwirksames zeigen konnte. Der Aufenthalt im „Anna Sophianeum“ hatte den Abschlufs seiner Vorbereitung für das akademische Studium gebildet; er verliefs es im Jahre 1777 und bezog die Universität Helmstedt, wo er nach dem Wunsche der Mutter Theologie studierte. Der Vater erlebte den Beginn der Universitätsjahre seines Sohnes nicht mehr, er war bereits 1774 gestorben. So hatte die Mutter allein für den Sohn zu sorgen, sie erhoffte durch verwandtschaftliche Beziehungen eine frühe Anstellung und Versorgung ihres Sohnes.

Fern sich haltend von allem studentischen Korporationsleben, dessen Trink- und Rauflust er verachtete, wollte sich Lafontaine in Helmstedt nur ganz den wissenschaftlichen Studien widmen. Trotzdem er wegen seines Humors und seines treffenden Witzes überall gern in Gesellschaft gesehen wurde, zog er es doch vor, sich möglichst zurückzuziehen und nur in kleinem Freundeskreise zu verkehren, an den er sich dafür aber auch um so enger anschlofs. Sein intimster Freund war Vofs, ein nachmaliger Hallenser Professor,[1]) mit dem er grofse Wanderungen unternahm. Sonst zählte noch Gesenius, der Vater des Orientalisten, ein geborner Türke Achmet und sein Schulkamerad Elten zu dem engeren Freundeskreis. Getreu seinem Vorsatz, sich eine möglichst umfassende Bildung anzueignen, hörte er nicht nur seine theologischen Fachkollegs, sondern suchte auch in die anderen wissenschaftlichen Disziplinen einzudringen. So hörte er bei Häberlin politische Geschichte, bei Bruns Literaturgeschichte, bei Klügel Mathematik, bei Beireis Physik, bei Wildeburg philosophische, bei Wernsdorf philologische Vorlesungen. Das ererbte Familien-

[1]) S. Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle 1, 410. 464; 2, 31. 43. 77.

talent, die Lust zu zeichnen, vernachlässigte er nicht und hörte zwecks körperlicher Studien anatomische Vorlesungen. Neben diesem Besuch zahlreicher Kollegien blieb ihm immer noch Zeit, seine Privatstudien zu fördern. Sie bezogen sich auf modische Lektüre, insbesondere auf abenteuerreiche Reisebeschreibungen, die er in seiner rasch arbeitenden Phantasie sogleich weiter ausgestaltete. Seine Welt- und Menschenkenntnis erweiterte er an der Lektüre Shakespeares, den er bis in alle Einzelheiten durcharbeitete. Lessing und Klopstock schätzte er von deutschen Schriftstellern besonders hoch, liefs sich aber auch von dem Sturm der Begeisterung packen, den das Erscheinen von Goethes „Werther" in Deutschland entfachte. So brachte er in fleifsiger Arbeit seine Tage in Helmstedt zu, und doch sollte der Wunsch der Mutter, ihn bald in Besitz einer einträglichen Pfarre zu sehen, nicht in Erfüllung gehen, denn 1780 verliefs er ohne abschliefsendes Examen die Universität.

Jetzt mufste er für seinen Lebensunterhalt sorgen. Gern nahm er die ihm angebotene Stelle eines Erziehers beim Amtmann Brinkmann an, dem Pächter der von Veltheimschen Güter in Bartensleben und Allwingersleben. In ihm hatten die Kinder des Amtmanns, zwei Knaben und zwei Mädchen, einen trefflichen Pädagogen und Freund gefunden. Selbst lebenslustig, erzog er in diesem Sinne auch seine Zöglinge, die begeistert seinen Anregungen folgten. Besonders gern führte er sie in den Geist der alten Geschichte ein, und suchte sie auch zu praktischer Anschauung zu erziehen. Der Amtmann Brinkmann war mit den Fortschritten seiner Kinder äufserst zufrieden. Auch hier in Bartensleben bewährte sich Lafontaines gesellschaftliches Talent, es vermittelte ihm die Bekanntschaft mit dem Besitzer der Güter, dem Herrn von Veltheim, der bald seinen hellen Kopf schätzen lernte, ihn in seine Nähe zog, mit ihm wissenschaftliche Studien trieb und über Gelesenes eifrig mit dem jungen Kandidaten disputierte. Grofse Lust verspürte Herr von Veltheim, den jungen Lafontaine in seiner Nähe zu behalten dadurch, dafs er ihm

die Pfarre in Bartensleben verschaffen wollte. Dazu war natürlich ein Examen notwendig und immer und immer wieder ermunterte von Veltheim seinen Studienfreund, hebräische Studien zu treiben, damit er dies Examen bestehen könne.

Da versetzte der Tod des Amtmanns Brinkmann ihn jäh aus seinen Zukunftsträumen in die rauhe Wirklichkeit. Die Hinterbliebenen verliefsen Bartensleben, nun war der junge Kandidat heimatlos, denn seine Mutter war 1785 gestorben. Ohne Gewifsheit, was ihm die Zukunft bringen würde, kehrte er nach Braunschweig zurück. Hier verbrachte er nun die Zeit mit den verschiedensten Beschäftigungen. Kurze Zeit unterrichtete er als Hilfslehrer am Collegium Carolinum in Braunschweig und half nebenbei Eschenburg bei seiner Ausgabe der „Beispielsammlung zur Theorie der schönen Wissenschaften". In dieser Zeit wirtschaftlicher Bedrängnis fiel Lafontaines erster Roman, er ist jedoch nicht erhalten; auch der Dichter selbst wollte sich später noch nicht einmal an den Titel erinnern. Es wird behauptet, dieser Roman sei bei Weigand in Leipzig gedruckt worden.[1]) Gleichzeitig begann damals die Literatur des Tages ihren Einfluſs auf Lafontaine zu üben. Sterne, Fielding, die weiter unten in ihrem Einfluſs auf Lafontaine gewürdigt werden sollen, bildeten seine Lektüre, und gern sprach er im Freundeskreise darüber. Besonders eng hatte er sich an den Abt Jerusalem, den Generalsuperintendenten Richter und an Eschenburg in Braunschweig angeschlossen, aber auch diesen einflufsreichen Männern wollte es nicht gelingen, die Zukunft Lafontaines sicherzustellen.

Bereits 1786 wechselte er wieder seinen Wohnsitz und siedelte nach Halle über, wo er in der Familie des Oberst von Thadden eine Hauslehrerstelle erhalten hatte. Der Sohn, Karl v. Thadden, war sein spezieller Zögling; in kurzer Zeit hatte sich der Oberst von der Zuverlässigkeit des Erziehers überzeugt und überliefs ihm seinen Sohn zur unbedingten Obhut. Hier hatte Lafontaine den gleichen pädagogischen Erfolg

[1]) Ersch und Gruber, Enzyklopädie a. a. O.

wie in der Familie des Amtmanns Brinkmann. In seinen Mufsestunden gab er sich gern den wissenschaftlichen Einflüssen der Universität Halle hin. In nähere Beziehungen trat er zu Professor Eberhard, mit dem er später (1812—1816) noch gemeinsam tätig sein sollte bei Herausgabe der Zeitschrift „Salina“. In Halle traf er ferner Professor Klügel aus Helmstedt wieder, wurde befreundet mit Forster und bekannt mit Wolf und Nöfselt. Selbst mit dem damals schon öfter angefeindeten Dr. Bahrdt, dessen „Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter“ er fortsetzte, traf er zusammen. Bald konnte er auch die Gründung eines wissenschaftlichen Kränzchens ermöglichen, indem die einzelnen Disziplinen verteilt wurden. Er selbst übernahm in diesem Kränzchen zu dessen Förderern der Oberst von Thadden gehörte, die Pflege der französischen, englischen und italienischen Literatur, Fülleborn vertrat klassische, Minoch deutsche, Gräter nordische Literatur, während Mafs die Ergebnisse seiner philosophischen und ästhetischen, Ersch die seiner geographischen, politischen und geschichtlichen Studien vortrug. In stiller Arbeit wirkte dieser Freundeskreis für die wissenschaftliche Weiterbildung seiner Mitglieder, da zerstreute das Kriegsjahr 1789 die Freunde. Preufsen rüstete gegen Österreich, und Oberst von Thadden mufste mit seinem Regimente Halle verlassen, um nach Schlesien zu ziehen. Der Oberst hatte sich jedoch derartig an den vertrauten Umgang mit Lafontaine gewöhnt, dafs er ihn auch während dieses Feldzuges gern in seiner Nähe gehabt hätte. Er überredete ihn daher, sein Predigerexamen abzulegen und sich dann um die erledigte Feldpredigerstelle im Thaddenschen Regimente zu bewerben, die er sofort erhielt. So war der Wunsch seines Gönners in Erfüllung gegangen. 1790 zog das von Thaddensche Regiment nach Schlesien, um die Grenze zu schützen. Trotz aller Vorbereitungen kam es doch nicht zum Kampfe, der Krieg wurde durch den Reichenbacher Kongrefs beigelegt. Auf der Heimreise des Regiments nach Halle unternahm Lafontaine eine Wanderung durch das Riesengebirge, die nicht

ohne Einfluſs auf seine Schriftstellerei blieb, wie die Romantitel: „Aline von Riesenstein“, „Die Harfenistin oder die Liebe auf dem Riesengebirge“ beweisen. Dann kehrte er nach Halle zurück, wo er viel mit adligen Offizieren zusammenkam, namentlich als ihm von Thadden den Auftrag gab, die Offiziere durch Vorträge über Geschichte weiterzubilden. Durch sein gewandtes Auftreten erwarb er sich ihr Wohlwollen und ihre Achtung. Jedoch nicht nur für die weitere Ausbildung der Offiziere war er tätig, auch das geistige Wohl der Kinder der Besatzungstruppen Halles lag ihm am Herzen; auf sein Betreiben wurd 1797 in Halle eine Garnisonschule eingerichtet, in der der Unterricht für Soldatenkinder kostenlos erteilt wurde. Er selbst unterrichtete in dieser Schule in Religion, Geographie und Geschichte und war beglückt durch die Anhänglichkeit und Liebe, die die Kinder für ihn hegten.[1])

Daneben entfaltete Lafontaine eine gesegnete Tätigkeit als Prediger. Die Bewohner Halles strömten zu ihm in die Kirche, war er doch als rationalistischer Kanzelredner äuſserst beliebt.[2]) Auf praktische Religion kam es ihm an, glänzend predigte er, reine Moral des Christentums trug er vor, von Herzen kommend, zu Herzen dringend. In allen seinen Bestrebungen war von Thadden sein eifrigster Förderer, ja er wandte sich öfter selbst in wichtigen Fragen an seinen Feldprediger.

Nun war Lafontaine in gesicherter Lebensstellung und konnte daran denken, sich einen eignen Hausstand zu gründen. Bei seiner Tätigkeit in Bartensleben hatte er die Tochter eines Predigers, Sophie Abel, eine Verwandte der Brinkmannschen Familie, kennen gelernt; sie hatte ihn in der Erziehung der Brinkmannschen Kinder unterstützt und war ihm schon damals als das Ideal einer Hausfrau und Lebensgefährtin erschienen. Endlich konnte er seinen Plan verwirk-

[1]) Hertzberg, Geschichte der Stadt Halle 3, 248.
[2]) Hertzberg a. a. O. S. 266.

lichen und sie im Jahre 1791 als Gattin heimführen. In dieses junge Eheglück griff wiederum der Krieg störend ein. Preufsen rüstete sich zum Kampfe gegen Frankreich, auch das von Thaddensche Regiment brach auf, und so mufste Lafontaine am 14. Juni 1792 seine junge Gattin verlassen. Auf dem Marsche nach dem Feindesland hatte der Feldprediger noch Gelegenheit, in Naumburg mit Cramer, in Weimar mit Wieland zusammenzutreffen und reiche Anregung von diesem Zusammensein mitzunehmen. Im Klein-Paris der Emigranten, wie Kawerau[1]) Koblenz nennt, bot sich Lafontaine mancher Anlafs, das Leben der Emigranten zu beobachten und reichlichen Stoff für Romane wie: Rudolf v. Werdenberg, Quinctius Heymeran v. Flaming, Klara du Plessis und Clairant zu sammeln. Harte Entbehrungen brachte dieser Feldzug mit sich, auch Lafontaine mufste sie am eignen Körper spüren, aber gern ertrug er mit den gemeinen Soldaten Hunger, Durst und Strapazen, um sie durch das Beispiel zu ermutigen. Bei der Belagerung von Landau, die das von Thaddensche Regiment mit ausführte, hatte Lafontaine Gelegenheit, die nächste Umgebung des Kronprinzen, des Befehlshabers der Belagerungsarmee, kennen zu lernen. Trotz aller Erfolge hatte der Feldzug nicht den gewünschten Ausgang. Im Frühjahr 1794 unternahm dann Lafontaine mit seiner Gattin eine Rheinreise von seinem Standquartier Oppenheim aus, und lernte das ganze Rheintal von Karlsruhe bis Düsseldorf kennen. Darauf kehrte er 1796 mit seiner Gattin nach Halle zurück, um hier die erhaltenen Eindrücke in schnell aufeinanderfolgenden Romanen literarisch zu verwerten.

Schon vor dieser dichterischen Hauptperiode, die fast ausschliefslich dem Zeitroman gewidmet war, hatte er mehrere Erzählungen, meist historischen Charakters, aus dem Studium der Antike in Bartensleben entstanden, verfafst. Diese Schriften seiner ersten Periode atmen den dramatischen Hauch der historischen Dramen Skakespeares, dessen Julius Cäsar

[1]) W. Kawerau, Aus Halles Literaturleben S. 268.

ihm ganz besonders anregend gewesen war.[1]) Die Begeisterung und das Talent, Bühnenwirksames zu schaffen, drängte ihn zur Abfassung wirklicher Schauspiele. So verfaßte er das Trauerspiel: „Antonie oder das Klostergelübde“, wozu ihn Arnauds „Euphemie“ anregte. Das Schauspiel: „Die Tochter der Natur“ sowie das Lustspiel: „Die Prüfung der Treue oder die Irrungen“. Diese Erstlingswerke fanden sehr verschiedene Beurteilung. In der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“ war man von diesen Werken begeistert, und forderte ihn auf, weiter für das Theater zu arbeiten,[2]) selbst Schiller erkannte den fliefsenden Gang an und lobte die Gestaltung, indem er schrieb: „Sehen Sie beiliegendes Buch an, es ist von einem jungen angehenden Schriftsteller, aus dem gewifs noch etwas Gutes wird. Schon viel Bildung in der Sprache, ein fliefsender Dialog, sanfte Empfindungen, vorzüglich im ‚Kleomenes‘, freilich bei vielen Schlacken.“[3]) Andere dagegen gaben wieder ihr Verachtung der saft- und kraftlosen Gestalten in Lafontaines Schauspielen lebhaften Ausdruck.[4]) Als sich dann die Kritik mehr und mehr gegen seine dramatischen Arbeiten aussprach, wandte er sich etwa 1791 in eignen Erfindungen und freien Übersetzungen aus dem Französischen mit aller Kraft dem Zeitromane zu. Die stürmische Kriegszeit hatte ihm ungeheure Mengen von Motiven geboten, er hatte sie in sich aufgenommen, und schnell wurden sie nun in dem stillen Hallischen Predigerhause verarbeitet. Er schrieb seine Romane mit solcher Anschaulichkeit des Ortes, dafs die Leser glaubten, es handele sich bei ihm um wahre Erlebnisse, die nicht mit dichterischer Phantasie geschaffen seien. Nicht selten erkundigte man sich bei dem Dichter nach dem Ergehen der dargestellten Persönlichkeiten, was gewifs für eine lebhafte

[1]) Vgl. Koberstein, Geschichte der deutschen Nationalliteratur[5], 4, 222 ff.

[2]) Neue allgemeine deutsche Bibliothek 52, I, 92.

[3]) Schillers Briefe, hg. von Fr. Jonas, 2 (1892), 223.

[4]) L. Geiger, Berliner Dramaturgie 1797/8; vgl. Vossische Zeitung 1891, Nr. 325.

Darstellungsgabe spricht. Trotz dieser Beliebtheit wagte er es nicht, die ersten Kinder seiner Muse mit seinem Namen versehen in die Welt hinaustreten zu lassen, Pseudonyme wie Gustav Freier, Selchow, Miltenberg hatten seinen Werken das Geleit gegeben.

Die lautere Gesinnung, die Lafontaine in seinen Werken zum Ausdruck brachte, zeigte er auch in seinem Hause, wo er still und zufrieden lebte. Zwar wollten es seine Freunde nicht dulden, dafs er, der Liebling der Gesellschaft, sich ganz von ihr zurückzog, aber seine Gattin, der ein grofser geselliger Kreis nicht zusagte, hatte ihn gebeten, ihr zuliebe zurückgezogen zu leben, und ohne Zaudern erfüllt er ihre Bitte. War er doch selbst etwas hausbacken veranlagt. Um glücklich zu sein brauchte er nur: „einen gesunden Magen, ein Haus, ein Kleid, ein Weib, einen Freund und Frieden mit sich selbst".[1]) Aber nicht nur in diesem Wunsche nach Zurückgezogenheit gab er seiner Frau, die so ganz seinem Ideal einer Hausfrau entsprach, nach, stets war er auch bereit, ihre Schwächen zu entschuldigen, und wenn sie eine Torheit sagte, antwortete er nur: „Da ist wieder einmal lauter Satire."[2]) Seine ganze freie Zeit benutzte Lafontaine dazu, Romane zu verfassen; er war darin von einer unglaublichen Produktivität. Meist schrieb er in einem Jahre mehrere grofse Romane, und fand daneben noch Zeit, kleine Abhandlungen und Erzählungen für zahlreiche Zeitschriften und Taschenbücher zu schreiben, deren geschätzter Mitarbeiter er war. Schon 1792 übernahm er die Herausgabe der „Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter" des Dr. Bahrdt und setzte sie unter dem Namen: „Museum für das weibliche Geschlecht" fort.

Um 1800 stand Lafontaine auf der Höhe seiner Tätigkeit: er war der Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes geworden. Arm und Reich, Hoch und Niedrig erfreute sich an seinen Romanen. Max Herrmann berichtet sogar, dafs

[1]) W. Kawerau, Aus Halles Literaturleben S. 278.

[2]) J. Falcks Reise durch Halle 1803; s. S. Schultze, Zeitschrift Lugisland 1, 11.

seine Werke in der Bibliothek der Königin Luise einen bedeutenden Platz eingenommen haben.[1]) Öfter wurde sie durch seine Romane zu Tränen gerührt. Das Wohlgefallen, das die Königin an den Werken Lafontaines fand, sowie die Freude über die Huldigungsrede, die Lafontaine beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. am 18. November 1792 vor dem Regiment von Thadden gehalten hatte, erhielt darin seinen deutlichen Ausdruck, dafs ihm auf ihr Betreiben als äufsere Anerkennung eine wohlbesoldete Kanonikusstelle am Dom zu Magdeburg übertragen wurde, deren er zwar 1806 verlustig ging, aber nur um bald darauf durch Überlassung einer Präbende Ersatz zu erhalten. Aber nicht nur im engeren Kreise des Vaterlandes waren Lafontaines Werke bekannt und beliebt. Seine Romane standen in der Kaiserlichen Bibliothek zu St. Cloud, man las sie in Schweden, Norwegen, Rufsland, England. Fast ganz Europa erfreute sich an den Kindern seiner Muse. Da erwachte in ihm, angeregt durch seine Gattin, der Gedanke, seine Stellung als Feldprediger aufzugeben, um sich ganz der Schriftstellerei widmen zu können. Die Verleger drängten ihn, seine Werke ihnen zu überlassen, so dafs er einer materiell vollständig gesicherten Zukunft entgegensehen konnte. Als weitere Veranlassung zu seinem Scheiden aus dem Amte kam hinzu, dafs auch sein Freund und Gönner, der General von Thadden, im Jahre 1799 seine Stellung aufgab. Bald folgte er seinem Beispiel. Bereits zu Beginn des Jahres 1800 meldete die Allgemeine Deutsche Bibliothek: „Der bisherige Feldprediger bei dem vormals Thaddenschen, jetzt Renouardschen Regimente zu Halle, Herr August Lafontaine, hat, um sich ganz der Literatur zu widmen, seine Stelle niedergelegt.“[2])

Der Verpflichtungen des Amtes ledig, hielt Lafontaine bald Umschau nach einem Ruhesitz, wo er ungestört die in seinem Innern angesammelten Romanmotive gestalten konnte.

[1]) M. Herrmann, Die Königin Luise und die deutsche Literatur. Lit. Echo 10, 1471.

[2]) Allgemeine deutsche Bibliothek 1800, Intelligenzblatt Nr. 17.

In Giebichenstein, dicht bei Halle, wo jetzt eine Strafse seinen Namen trägt, fand er ein ihm zusagendes Gartengrundstück, mit dessen Ankauf er seine Frau überraschte. Hier führte er ein gemütliches Leben und gab sich ganz der Bequemlichkeit hin. Seine Arbeitsweise schildert Kawerau[1]) sehr treffend, wenn er sagt: „Der Dichter schreibt im Schlafrock und Pantoffeln, die Pfeife im Munde, recht bequem und ungeniert." Vaterfreuden waren ihm zu seinem Kummer versagt, als Ersatz dafür hatte er eine Tochter seiner in Seesen mit dem Prediger Mitgau verheirateten Schwester Henriette zu sich genommen. So hatte er auch Jugend um sich, denn eine Schwester seiner Gattin, die Witwe des Amtmanns Gneist, war mit ihren Kindern ebenfalls nach Halle gezogen und hatte ein Grundstück erworben, das neben Lafontaines Besitzung lag. Besondere Freude bereitete es ihm, diesen Kindern Unterricht zu erteilen, wobei ihm seine frühere Hauslehrertätigkeit sehr zustatten kam, da er die dort gemachten Erfahrungen jetzt wieder verwenden konnte. Aber nicht nur in die Wissenschaften führte er sie ein, gern unterrichtete er sie auch im Zeichnen, und trieb mit ihnen Musik, in der er einige theoretische Kenntnisse besafs.[2])

Doch nicht ungestört sollte dies stille Familienleben bleiben. Lafontaines Ruhm war so in alle Gegenden gedrungen, dafs jeder Mann von Bildung ihn, wenn er durch Halle kam, aufsuchte, um mit dem berühmten Romanschriftsteller, „dem Kenner des menschlichen Herzens", bekannt zu werden. Bereits 1798 war Jean Paul bei ihm zu Gaste und fand ihn „als einen runden, treuherzigen, frohlaunigen Menschen und Tugend liebenden, festen und hellen Mann, ohne das Bauchvorgebirge und Kinnkap, worauf er gerechnet".[3]) Selbst Goethe verfehlte nicht, sich durch den Kapellmeister Reichardt mit Lafontaine bekannt machen zu lassen und ihn

[1]) W. Kawerau a. a. O. S. 278.

[2]) Hallescher Kurier für 1831. Chronik der Prov. Sachsen, Halle den 13. Mai.

[3]) P. Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen S. 178.

zu besuchen.[1]) In den „Tag- und Jahresheften“[2]) gedenkt Goethe der Freundlichkeit, mit der ihm Lafontaine begegnete und werte Verbindungen erneuerte. Karl Rosenkranz verkehrte zwei Jahre in dem gastlichen Hause des Schriftstellers und hatte oft Gelegenheit, mit ihm über philosophische Fragen zu disputieren. Er schildert seinen Aufenthalt in seiner Selbstbiographie: „Von Magdeburg bis Königsberg.“ In nicht minder lebhaftem Verkehr mit ihm standen die Hallenser Professoren, und oft weilten Forster, Niemeyer, Eberhard, Jakob, Gesenius, Reil und Meckel bei ihm, um sich mit ihm über wissenschaftliche Fragen zu unterhalten. So ward er immer von den neuesten Ergebnissen und Fortschritten der Wissenschaft unterrichtet. Selbst den Zeitgeist suchte Lafontaine zu beobachten und hielt sich zu diesem Zwecke die „Augsburger allgemeine Zeitung“, weil sie ihm „das vorzüglichste Organ der allgemeinen Weltanschauung auch für das Kulturleben zu sein schien“.[3]) Seinem Freunde und Biographen Gruber verdanken wir eine Aufzeichnung der verschiedenen Wissensgebiete, mit denen sich Lafontaine neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu beschäftigen Zeit fand. Er interessierte sich für Orientalia, trieb Persisch, Arabisch, Sanskrit und studierte die Mythologie der Völker des Orients. Im Persischen brachte er es sogar soweit, dafs man ihn zur Übernahme eines akademischen Lehramtes für dieses Fach bewegen wollte.[4]) Manche Werke, wie „Heiratsgebräuche in Hindostan“ legen Zeugnis von diesen Studien ab. Gleich grofs blieb seine Liebe zu den antiken Klassikern, von denen er Homer, die Tragiker, Herodot, Xenophon, Diodor, Dionys v. Halikarnafs, Lucian, Plautus, Sallust und Tacitus las.[5])

[1]) Mit dem Kapellmeister Reichardt, der ebenfalls seit 1792 in Giebichenstein wohnte, kam Lafontaine öfter zusammen, beiden widerfuhr auch das gleiche Geschick, indem sich die romantische Schule energisch gegen sie wandte, nachdem Reichardt längere Zeit zu gemeinsamer Tätigkeit mit Friedrich von Schlegel verbunden gewesen war.

[2]) Goethes Werke (Weimarer Ausgabe) 35, 147.

[3]) K. Rosenkranz, Von Magdeburg bis Königsberg S. 400.

[4]) Ersch und Gruber, Enzyklopädie, 2. Sektion 41, 164.

[5]) Gruber, Lafontaines Leben und Wirken S. 285 ff.

Lafontaines Ruhm war immer höher gestiegen, er hatte königliche Anerkennung gefunden, aber bald trat die Kritik erbarmungslos an ihn heran. Erzählertalent war ihm nicht abzusprechen, aber bei seiner Massenproduktion hatte er öfter bereits im zweiten Bande die Knoten vergessen, die er im ersten Bande geschürzt, zumal er sich nicht selten von seiner Gattin bei der Gestaltung der Charaktere beeinflussen liefs.[1]) Schliefslich kam es ihm nur noch darauf an, durch die Darstellung des Edelmutes zu rühren, ihm genügte es, wenn er die Leser mit seinem Werk über die Langeweile des Abends hinweggebracht hatte. Aus der Überschwänglichkeit der damaligen Romanliteratur hatte er sich, nach der Ansicht der Kritik, in seinen Erstlingswerken zur „Wahrheit und Natur" hingewagt, bald aber war er zaghaft wieder zurückgewichen und nun ging alles in seinen Romanen, die in ihrer Tränenseligkeit stark nach der Seite des Mitleidsromans Gellerts sich hinneigten, liebenswürdig, brav und ehrbar zu. In den Anfängen seiner Schriftstellerlaufbahn hatten ihn die „Allgemeine Jenaer Literaturzeitung", die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek" und andere fast uneingeschränkt gelobt, während die Bibliothek der schönen Wissenschaften schon 1794 über den „Sand und Schlamm spendenden Wasserquell" klagte und ihn öfters als „Wassermann" verspottete. Nach 1800 richtete sich die Kritik immer heftiger gegen ihn. Die erste rücksichtslose Kritik verfafste Wilhelm Schlegel in seinem Athenäum unter dem Titel: „Beiträge zur Kritik der neueren Literatur"[2]) und bald folgte ihm die ganze romantische Schule in der Verurteilung Lafontaines nach. Schlegels Urteil fand Bernhardi noch zu mild.[3]) Tieck verspottete den Vielschreiber in seinem „Zerbino" (IV. Aufzug).[4]) Kawerau mifst

[1]) W. Kawerau, Aus Halles Literaturleben S. 275.
[2]) W. v. Schlegels sämtliche Werke 12, 11.
[3]) Berliner Archiv der Zeit und ihres Geschmackes 1 (1800), 368.
[4]) „Die Hauptsach' seh'n Sie, ist der grofse Bach,
Den andere die Fontaine nennen wollen, —
Seh'n Sie ihm gütigst mit den Augen nach, —
Der tut den ganzen Tag nun nichts als rollen."

dem Kampfe der Romantiker gegen Lafontaine eine tiefere Bedeutung zu als die, einen „schlechten Romanschreiber totzuschlagen". Er sagt: „Es ist im letzten Grunde der Kampf des zur Sonne gewendeten Idealismus gegen die am Staube klebende Oberflächlichkeit, der Kampf des geistigen Fortstrebens gegen die immer fertige Selbstgenügsamkeit, für die keine Fragen und keine Probleme mehr vorhanden sind, und der Kampf endlich gegen eine Toleranz, die nicht Kraftgefühl und Kraftbetätigung ist, sondern das gerade Gegenteil." [1])

Doch alle diese vernichtenden Kritiken fochten Lafontaine nicht an, da er selbst angeblich niemals Kritiken seiner Werke las. Das grofse Lesepublikum blieb ihm treu, trotzdem die Kritik sogar dazu überging, seine Werke totzuschweigen, und eifrig wurden seine zahlreich erscheinenden Romane weitergelesen. Viel gröfseren Kummer als diese literarischen Kämpfe machte ihm die Unruhe, die die Kriegsjahre 1806/7 in seine stille Häuslichkeit brachten. Am 24. und 26. April 1806 hatten Kleists Truppen Halle in Verteidigungszustand gesetzt, wobei sie auch Lafontaines Garten nicht schonen konnten. Dann brachen wieder die französischen Horden in Halle plündernd ein und verschonten nicht einmal des Dichters Haus. Noch mehr aber als die eigene materielle Bedrängnis betrübte ihn die Niederlage des Vaterlandes. Doch auch dieser Krieg ging zu Ende, und ungestört konnte Lafontaine wieder seiner schriftstellerischen Tätigkeit leben. Eine hohe Ehre wurde ihm zu teil. An seinem Geburtstage 1811 überbrachten ihm seine beiden Freunde Ersch und Voigtel das Ehrendoktordiplom der philosophischen Fakultät der Universität Halle, das diese ihm aus eigenem Antriebe verliehen hatte, um ihm ihre Hochachtung zu bezeugen. Nicht wenig stolz war er auf die Erlangung dieser Würde, war sie ihm doch ein Zeichen, dafs Männer der Wissenschaft seine Werke anerkannten.

Nicht immer verlebte Lafontaine still seine Tage in Halle. Kleinere Ausflüge führten ihn nach Leipzig, Halberstadt,

[1]) W. Kawerau, Aus Halles Literaturleben S. 279.

Lauchstädt und Braunschweig. Schliefslich unternahm er 1811 noch eine grofse Reise mit dem Kanzler Niemeyer und zwei jungen Ärzten, Niemeyer[1]) und Dr. Keuffel, deren Ziel Venedig war. Man reiste über Jena, Nürnberg, Augsburg, München, Innsbruck, Trient, Verona, Padua nach Venedig, wo die Reisenden am 30. Juli eintrafen. In Ruhe genossen sie die Schönheiten Oberitaliens und brachen dann nach Wien auf, indem sie den Weg über Treviso, Campo Formio, durch Krain und Steiermark wählten. Nach kurzem Aufenthalt in Prag kehrten sie über Dresden nach Halle zurück. Von Bekannten besuchten sie in Dresden nur den Kanzler von Hünerbein, sonst hatte Lafontaine zur Bedingung gemacht, dafs man auf dieser Reise weder Besuche machen noch empfangen wollte, um ungestört reisen zu können. Von Italien hatte Lafontaine nicht den erträumten erhabenen Eindruck mitgenommen, von Tirol und Steiermark dagegen war er begeistert. Nach seiner Rückkehr nach Halle vereinigte sich Lafontaine, wie bereits oben erwähnt, mit Dr. August Gottlob Eberhard zur Herausgabe der „Salina“ eines „Unterhaltungsblattes für die leselustige Welt“, das von 1812—1816 erschien. Da erscholl von neuem Kriegsgeschrei, die Befreiungskriege nahmen ihren Anfang. In der Befürchtung einer Belästigung durch Truppen zog es der Schriftsteller vor, mit seiner Gattin nach Zerbst zu fliehen. So entging er dem Bombardement Halles. Schwere pekuniäre Verluste trafen ihn; das ganze Honorar, das sein Verleger für ihn gesammelt hatte, ging verloren, aber trotzdem kam in den Beiträgen, die er in dieser Zeit für verschiedene Taschenbücher und Zeitschriften lieferte, seine hohe Freude über die Befreiung des Vaterlandes zum Ausdruck.

Unzählige Romanbände hatte Lafontaine bisher verfafst, da trat auf einmal ein Umschwung in seiner literarischen Tätigkeit ein. Er war sich wohl selbst allmählich darüber klar geworden, dafs seine dichterische Erfindungsgabe nachgelassen hatte und am Versiegen war, wovor ihn bereits lange

[1]) Vgl. Gruber a. a. O. S. 384.

vorher die Neue allgemeine deutsche Bibliothek gewarnt hatte.[1]) Da erwachte in ihm abermals die alte Liebe zu den griechischen Klassikern, deren Studium er sich alsbald wieder eingehend widmete. Besonders stark interessierten ihn Äschylos und Euripides, und trotz Abratens seiner Freunde machte er sich daran, Ausgaben von Äschylos' „Agamemnon" und von den „Choephoren" (1822) sowie von Euripides' „Hekuba" (1826) mit Kommentaren abzufassen. Äschylos interessierte ihn besonders, da die Kritik geäufsert hatte, er übertreffe Shakespeare an Erhabenheit. Dürfen auch natürlich die drei Werke nicht von hohem fachwissenschaftlichen Standpunkte aus beurteilt werden, so ist es doch erstaunlich, welchen Fleifs der alternde Lafontaine auf diese Aufgaben verwendete, um einen nach seiner Ansicht richtigen Text herzustellen und zu erklären. Während dieser wissenschaftlichen Bestrebungen ruhte die Feder des Romanschreibers, er war als Schriftsteller so gut wie abgetan. Trotzdem blieb er in Halle in gleich gutem Ansehen. Zu zahlreichen Ehrenämtern hatte man den ehemals so berühmten Mann erwählt, die er gern und mit Eifer verwaltete. Neben seinem Amte als ständiger Deputierter in Kassel zur Zeit des Bestandes des Königreichs Westfalen safs er im Halleschen Gemeinderat, ja man hatte ihn, den Dichter, sogar zum Mitglied einer Schuldentilgungskommission erwählt, die am 24. April 1817 eingesetzt wurde. So ging er als geachteter Bürger dem Greisenalter entgegen.

Tief traf es ihn, als der Tod in seiner Familie Einzug zu halten begann. Nach dem Tode zweier ihrer Schwestern starb auch seine Gattin am 7. April 1822. Bald raffte der Tod noch einen Enkel und dessen Mutter, Lafontaines heifsgeliebte Pflegetochter Luise hinweg, die seit 1816 mit dem zweiten Sohne seines Freundes Niemeyer[2]) verheiratet war. Einsam wurde es um ihn, denn auch viele Freunde segneten das Zeitliche. Still und zurückgezogen lebte er, stets mit

[1]) Neue allgemeine deutsche Bibliothek 52, 2, 350.
[2]) Vgl. Gruber a. a. O. S. 397.

seinen griechischen Klassikern beschäftigt. Obwohl ihm durch Gewährung einer Präbende Ersatz für sein verlorenes Kanonikat zuteil geworden war, so dafs keine materielle Not ihn bedrückte, entschlofs er sich doch, seinen stillen Landsitz zu verkaufen. Es war ihm da draufsen zu einsam geworden, und er wollte lieber in der Nähe seiner wenigen überlebenden Freunde sein. Im Hause der Witwe Deibold fand er ein neues Heim. Hier besuchte ihn Karl Rosenkranz noch Ostern 1829 und sagt von ihm: „Es war ein grofser, behäbiger Mann, leutselig, freundlich, zum Disputieren und Scherzen aufgelegt. Die Güte seines Herzens war unerschöpflich, und man konnte ihn als Menschen nur lieben und verehren, wie dies auch von allen Freunden geschah. Einfach in seinen Sitten, lebte er wie ein antiker Philosoph. Das Humanitätsideal der Aufklärung war in ihm auf die liebenswürdigste Weise verkörpert.“ [1]) Langsam zeigten sich auch bei Lafontaine die Spuren des Alters. Zwar beschäftigte er sich noch immer eifrig mit den Griechen, und las kurz vor seinem Tode noch den Xenophon, aber mehr und mehr schwand sein Gedächtnis, auch seine letzte Stunde nahte. Er folgte den vorausgegangenen Freunden am 20. April 1831, morgens 9 Uhr.

[1]) K. Rosenkranz, Von Magdeburg bis Königsberg S. 395.

Zweites Kapitel.

Lafontaines Tätigkeit als Schriftsteller.

1. Anfänge.

Mit grofsem Eifer hatte Lafontaine während seiner Studienjahre in Helmstädt der Lektüre der antiken Klassiker obgelegen. Sie setzte er in den stillen Jahren seiner Hauslehrertätigkeit in der Brinkmannschen Familie in Bartensleben fort, und es erging ihm dabei wie in seinen Knabenjahren, wenn er Abenteuerromane und sonstige Erzählungen las. In seiner Phantasie bekamen die antiken Helden Leben und Gestalt, er spann ihre Geschichte weiter, neue Szenen zu den überlieferten erfindend. War es da ein Wunder, wenn er sich als Vorwurf seiner Erstlingsarbeiten, die in den Jahren von 1780—1785 verfafst wurden, gerade diese Helden der Griechen und Römer wählte, denen augenblicklich seine Studien gewidmet waren?

In der Biographie wurde erwähnt, dafs schon der Schüler Lafontaine dramatische Neigungen besafs, natürlich behaftet mit den Fehlern der Jugend, die straffe Selbstzucht nicht kennt und glaubt, Begeisterung und Leidenschaft am besten mit grofsem Wortschwall zum Ausdruck zu bringen, ungezügelt durch Regel und Gesetz. Diese dramatischen Neigungen bekundete er auch in den Anfängen seiner Schriftstellerlaufbahn, und so trugen „Brutus oder die Befreiung Roms“ und „Kleomenes“ (in einer späteren Auflage von 1805 „Agis und Kleomenes oder die spartanischen Könige“ genannt) dramatischen Charakter. „Szenen“ nannte er beide Werke, und

gab selbst in der Einleitung zum „Brutus“ an, dafs sie „nicht zur Aufführung, sondern nur zum Lesen bestimmt seien“. „Durch ihre Ausarbeitung wollte er sich zur tragischen Dichtkunst vorbereiten“ und besonderen Wert legen auf „Ausarbeitung und Vollendung einzelner Szenen, auf Darstellung rührender Empfindungen, Gruppierung interessanter Situationen, auf richtige Sprache der Leidenschaft, aber nicht auf Vollkommenheit und Vollendung des Ganzen.[1])

Eng hatte er sich in der Behandlung seines Stoffes an seine Lektüre angeschlossen. Livius und Dionys von Halikarnafs gaben ihm den Grundrifs für „Brutus oder die Befreiung Roms“, Plutarch und Polybius für „Kleomenes“. Besonderes Interesse verdient die Annahme Plutarchs als Vorbild. Lafontaine glich in dieser Wahl seinen Zeitgenossen Schiller und Rousseau, die ebenfalls gern Plutarch als Studienobjekt benutzten.[2]) Gern auch konstatierten es Lafontaines Leser, wenn sie in seinen Werken bekannte Charaktere aus ihrer Lektüre antiker Schriftsteller wiederfanden, wie es Charlotte von Lengenfeld tat, als sie am 19. Februar 1789 an Schiller schrieb: „Auch des Kleombrotus Frau interessiert mich sehr, ich kannte sie schon aus dem Plutarch, es ist schön, wie sie alles verläfst, um bald ihrem Vater und dann auch ihrem Gemahl zu folgen mit einer so treuen Seele.“[3])

Von Wichtigkeit ist es, nachzuprüfen, wie sich in des Dichters Phantasie die Darstellung der Ereignisse durch die genannten antiken Schriftsteller umgestaltete, wie er menschliche Intrige und Leidenschaft hineinverflocht und so die Erzählung zwar nicht in ihrer historischen Überlieferung änderte, aber doch in ihr Töne seiner Empfindung, seiner Zeit erklingen liefs. Die Schilderung der historischen Tatsachen tritt in seinem ersten Werke stark zurück, die menschliche

[1]) Brutus, Einleitung S. 4 f.

[2]) Plutarch, den schon Philipp Melanchthon „classicus autor“ nennt und für ebenso nützlich für Sprachkenntnis wie für die Erziehung zu guten Sitten hält.

[3]) W. Fielitz, Schiller und Lotte 1788—1805, 1, 220.

Seite der handelnden Personen suchte Lafontaine hervorzukehren und ein Sittenbild zu malen von der Üppigkeit, Sittenlossigkeit, Hinterlist, von Betrug, Mord und Revolution, die zu Brutus' Zeit in Rom herrschten. Doch dies gewissermafsen Unhistorische ist wohl mit auf den Zustand seiner Quellen zurückzuführen. Lafontaine konnte sich nicht freimachen von einer sentimentalen Auffassung dieser antiken Zeit. Schon Plutarch vertrat sie gelegentlich in seinen Werken, die bereits manchen Zug der Romantik zeigten. Er hatte nicht mehr die wahre Blüte der Antike mit eignen Augen geschaut, kannte nicht mehr die Helden, die das Wohl des Staates als das höchste Gut erachtet hatten, sondern blickte mit sentimentalen Augen auf die untergegangene Heldenzeit zurück. Er stellte in seinen Werken schon die Wirkung der Ereignisse auf die Familie dar. Diese Andeutungen familiärer Motive weiter auszugestalten, sie zu rührenden Gemälden menschlicher Treue und Tugend zu gestalten, hielt Lafontaine für seine Hauptaufgabe. Durch dieses Bestreben trat bei ihm eine starke Verschiebung der Handlung ein, und man kann sich dem Eindruck nicht verschliefsen, dafs die Gestalt des Titelhelden Brutus stark zurücktritt und der ganze Roman mehr in die weibliche Intrigensphäre hinübergetragen ist. Septimia und Lukrezia bekommen die Führung in die Hand, sie feuern die Männer zu den Taten an. Lukrezias Schändung bildet den Höhepunkt und bewirkt den Sturz der Tyrannenherrschaft; Septimias Ehrgeiz, Königin zu werden, läfst sie Mittel finden, Aquilius zu bewegen, für diesen Gedanken alles zu wagen. Frauenstolz schürt die Bewegung, und in gleicher Weise wie in Schillers „Fiesko" die Eifersucht der beiden Frauen Leonore und Julia die Ereignisse zu schneller Entscheidung treibt, ist im „Brutus" der Hafs zwischen Septimia und Lukrezia wirksam.

Schon diese Erstlingswerke Lafontaines geben die Uranfänge seines späteren Wirkens, seiner Gestaltung der Romanfiguren. Er bringt die Tugenden zur Darstellung, die im 18. Jahrhundert so hoch geschätzt wurden. Von jeder

politischen Betätigung blieben die Bürger des 18. Jahrhunderts fern, fast jede nähere Berührung mit den regierenden Kreisen unterblieb, und so begann das Interesse sich mehr auf individuelle Tugenden zu beschränken. Ziemlich gleichgültig hätten sie der Schilderung Lafontaines gegenübergestanden, würde er ihnen die grofsen historischen Gesichtspunkte entwickelt haben, aber mit Tränen in den Augen lasen sie die Schilderungen der „unbegrenzten Tugendhaftigkeit" von Brutus und Lukrezia, wie man sich „aufopferte" für das Vaterland und wie man sich „überbot in Grofsmut" wie es Agiatis tat. Somit stand Lafontaine noch ganz auf dem Standpunkte, den Goethe in: „Götter, Helden und Wieland" einnimmt, wo er sich lustig macht über die Darstellung antiker Helden durch Wieland: „als abgeschmackte, gezierte, hagere, blasse Püppchen, die ein Geklingel mit ihren Stimmen machen, wie die Vögel und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verschwinden", wo die „Haupttugend der Helden Güte ist, die Männlein und Weiblein amüsiert, oft auch zu Tränen rührt".

Trotzdem bezeugen Briefe hervorragender Zeitgenossen, wie Lafontaine mit seinem Brutus die Stimmung des Tages traf. Ende 1788 waren seine Szenen erschienen, und bereits am 11. Februar 1789 schrieb Charlotte von Lengenfeld an Schiller: „Die Befreiung Roms habe ich bald gelesen, der Autor verspricht etwas für die Zukunft, denke ich. Tarquinius' Grausamkeit ist nicht übel, auch der Wahnwitz der Tullia rührt zuweilen".[1]) Weit begeisterter noch spricht Schiller in einem Briefe an Göschen vom 17. Januar 1789 über Lafontaine: „Gefühl, einen biegsamen Dialog, schöne Auswahl der Situationen und Coups de Théâtre und eine reiche, freilich jetzt noch etwas grelle Charakteristik" lobt Schiller besonders an ihm und gibt ihm den Rat, mutig auf der beschrittenen Bahn fortzufahren.[2])

[1]) W. Fielitz a. a. O. 1, 220.

[2]) Schillers Briefe von Fr. Jonas, 2. Bd., Brief 365 v. 17. Januar 1789.

Das Glück war Lafontaine bei der Wahl seiner Vorbilder hold gewesen. Die Anregung zur Komposition der Verschwörungsszenen hat ihm unzweifelhaft die Lektüre Shakespeares und besonders des „Julius Cäsar“ gegeben, dem er eifriges Studium gewidmet hatte. Das Nebeneinanderwirken der Verschwörerkreise, die sich argwöhnisch beobachten und sich gegenseitig die Pläne abzulauschen suchen, sind typisch Shakespeare entlehnt. Nicht minder gleichen sich die beiden Tyrannen Cäsar und Tarquinius in ihrem Aberglauben; auch die Geistererscheinungen, die nahende grofse Ereignisse verkünden, finden sich hier wie dort.

Ganz anders verhält es sich mit der Sprache. Zur gewaltigen Sprache der Leidenschaft eines Shakespeare konnte sich Lafontaine nicht erheben, dazu fehlte es ihm, wie Schiller in seinem Briefe an Göschen vom 17. Januar 1789 bemerkt, an Feuer. Ihm lag besser die gefühlvolle, sanfte Art der Darstellung, die seinem Wesen, seiner Zeit entsprach. Nicht die Sprache des „Sturmes und Dranges“ wie sie Schillers „Räuber“ ‚bieten, die leidenschaftlich die innersten Gefühle hervorsprudelt liebte er; Lessing ist ihm mit seiner „Emilia Galotti“ ein nachahmenswerteres Sprachvorbild gewesen. Aber trotzdem hat Lafontaine ihn nicht richtig benutzt. Wenn er, wie er es tat, den antiken Stoff auch in der antiken Zeit zur Darstellung bringen wollte, so hätte er besser den „Philotas“ als Vorbild benutzten sollen, wo der Jüngling, der ganz in den Anschauungen einer antiken Welt wurzelt, sie auch in Wort und Tat zum Ausdruck bringt. Dagegen hatte Lessing gerade in seiner „Emilia Galotti“ den alten Lukrezia-Stoff in modernes Gewand gekleidet, um in ihr modernes Empfindungsleben, Sentimentalität des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck zu bringen, die für antiken Stoff in antikem Gewande sich nicht eignet. Das Unvermögen Lafontaines, Leidenschaft sprachlich zum Ausdruck zu bringen, erklärt es auch, dafs die heifsen Gefühlsaufwallungen der Lukrezia nicht echt, sondern geschraubt klingen.

In gleicher Weise ist „Kleomenes“ zu beurteilen, der zeit-

lich mit „Brutus“ zusammenfällt. In ihm erwecken besonders Cheilonis, die Tochter des Leonidas, und Agiatis, die Gemahlin des Agis, unser Interesse; auch sie, die weiblichen Personen, sind hier wieder in den Vordergrund der Handlung gedrängt und sind die Triebfeder manch kühner Tat.

2. Dramatische Werke.

Nach diesen beiden vorbereitenden Arbeiten wandte sich Lafontaine der dramatischen Dichtkunst gänzlich zu. Glaubte er doch durch sie hinlänglich gerüstet zu sein, wertvolle dramatische Arbeiten zu liefern, wie seine Einleitung zu „Antonie, oder das Klostergelübde“ zeigt, in der er selbstzufrieden sich ausläfst und die vielen Vorzüge schildert, die sein Werk vor seinem Vorbild voraus habe. Lafontaine verfafste drei Dramen:

1. „Antonie oder das Klostergelübde“. Ein Trauerspiel.
2. „Die Prüfung der Treue oder die Irrungen“. Ein Lustspiel.
3. „Die Tochter der Natur“. Ein Familiengemälde.[1])

Ihnen ist im folgenden der Platz in der dramatischen Literatur ihrer Zeit anzuweisen. Eine gewaltige Entwicklung hatte das bürgerliche Drama des 18. Jahrhunderts durchgemacht, wie Arthur Eloesser gezeigt hat.[2]) Entstanden aus Überdrufs an Haupt- und Staatsaktionen und in dem Verlangen, dem Bürgerstande seine Rechte zuzuerteilen, war es, nachdem es englische und französische Einflüsse in sich aufgenommen hatte, von Lessing zur Höhe emporgeführt worden. Von ihm übernahmen es die Stürmer und Dränger, die es zu einem leidenschaftlichen Selbstbekenntnis gestalteten und in ihm das zum Ausdruck brachten, was ihr Innerstes bedrückte. Aber die Empfindsamkeit, das herrschende Gefühl des aus-

[1]) Die drei Dramen fallen ihrer Abfassungszeit nach um das Jahr 1790, wurden jedoch erst 1805 in Görlitz als „Dramatische Werke“ zusammen in Druck gegeben. Frühere etwaige Drucke lassen sich nicht nachweisen.

[2]) A. Eloesser, Das bürgerliche Drama, seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert. Berlin 1898.

gehenden 18. Jahrhunderts, sollte es auch hier fertig bringen, das mühsam Errungene wieder zu zerstören. Bald nachdem Schiller die Dramen seiner Sturm- und Drangperiode verfafst hatte, erlahmte in der Dichtung der Zeit der hohe Schwung, von dem Schillers Dichten so ganz erfüllt gewesen war. Empfindsamkeit, Kleinbürgertum, Mittelmäfsigkeit und Selbstgenügsamkeit gelangten wieder zur Herrschaft, der wilde Sturm und Drang war verrauscht. Breit und behaglich lebten sich Schriftsteller wie Iffland in ihren Dramen aus, und sie waren zufrieden, wenn sie Diderots Ideal nahegekommen waren, dafs die Hörer wie gute Nachbarn verfolgten, welch rührendes Familiengemälde sich in der Bürgerstube des lieben Nächsten abspielte. Hier ist der Platz, wo Lafontaines Dramen einzureihen sind. Auch er suchte möglichst alle stark erschütternden Szenen in seinen Dramen zu vermeiden, um die Empfindsamkeit der Hörer zu schonen, die schon bei der geringsten Tragik in Ströme von Tränen ausbrachen.

Betrachten wir die drei dramatischen Werke, so fällt in ihnen als Gemeinsames sofort die Dürftigkeit der Handlung auf, die alles in Redseligkeit ertränkt. Oft auch müssen die Personen in langen Erzählungen das berichten, was in der Zwischenzeit vorgefallen ist, um weiterzuhelfen, und nicht selten wird die Handlung unterbrochen, um erst eine weise Belehrung einzuschalten. Geht es dann schliefslich gar nicht mehr weiter, dann sind die von Diderot eingeführten „Coups de théâtre“ am Platz, die die Handlung weiter führen. So dreht sich in „Antonie oder das Klostergelübde“ das ganze Stück um die Wiederlangung Elisens, ohne dafs ernsthafte Pläne geschmiedet werden, bis man sich schliefslich an den Bischof wenden will, den man mit „Klagen empfindsam zu machen“ gedenkt.[1])

Und dann dieser Tränenreichtum! Schon die Erinnerung an die Geliebte entlockt Tränen; sobald ein Wiedersehen stattfindet, sinkt man sich unter Tränen in die Arme, sobald

[1]) Antonie S. 62.

die Liebenden voneinander lassen sollen, brechen sie in Tränen aus. Mit ihnen wollen sie alle Unterschiede und Hinderungsgründe hinwegspülen, um das Eine zur Geltung zu bringen — das Herz. Ja selbst Erzählungen von schauerlichen Totengrüften müssen dazu dienen, Rührung zu bewirken. Oft wird von Leidenschaften geredet, aber wenig leidenschaftlich handeln die Personen.

Als weiteres, allen drei Dramen Gemeinsames, stellt sich die geringschätzige Behandlung des Geldes dar. Es spielt überhaupt keine Rolle und wird freiwillig und in grofsen Mengen gegeben, wenn man nur seinen Zweck damit erreicht. Sagt doch der Präsident in der „Tochter der Natur“ [1]): „Ich überlasse ihnen alles, lieber Woldeck. Seien sie Herr über mein Vermögen, brauchen sie mein Ansehen, wenn es nötig ist, nur geben sie mir meinen Sohn wieder.“

Darauf folgen die Standesunterschiede. In ihrer Verwendung folgt Lafontaine dem von H. L. Wagner vertretenen Standpunkte, der wünscht, dafs Standesunterschiede durch Tugend und Unschuld ausgeglichen werden, und läfst den Sohn des Präsidenten zu seinem Vater sagen: „Mein Vater, die Gesetze der Konvenienz wechseln mit jedem Augenblick. Die Gesetze des Herzens sind ewig, wie die Natur, die sie gab.“

Dann mufs der Schlufs auch eine allgemeine Versöhnung bringen und eine Erfüllung der Wünsche der Liebenden. In sentimentaler Rührung schliefsen die Stücke, treue Liebe trägt den Sieg davon.

Im einzelnen betrachtet, geben die Werke interessanten Aufschlufs darüber, wie Lafontaine als Kind seiner Zeit schreibt, wie er die Ideen seines Jahrhunderts in seinen Dramen zur Darstellung bringt. „Antonie oder das Klostergelübde“ möchte ich voranstellen, des Dichters erste dramatische Arbeit, als deren Vorbild er selbst die Euphémie von François d'Arnaud angibt, die dieser in den Jahren

[1]) Die Tochter der Natur S. 9.

1772—1781 in einer Sammlung, „Epreuves du sentiment“ betitelt, herausgab.[1]) In ihr zeigt es sich, dafs der Dichter nicht die Technik des Dramas beherrscht, was oftmalige Wiederholungen gleicher Gedanken bezeugen. Selbst die Sprache ist noch wenig edel, läfst er doch ein Edelfräulein sagen: „Scheint er nicht fetter geworden zu sein, der Wilhelm?“ worauf der Vater antwortet: „Wer weifs auch, an welchem Ende der Welt er gesteckt hat“.[2])

Spuren des Abenteuerromans enthält das Trauerspiel, wenn Elise durch Betrug, durch Vorspiegelung des Todes ihres Geliebten ins Kloster gebracht wird, woraus sich der tragische Konflikt entwickelt; auch ihre geheimnisvolle Errettung aus dem Kloster, beim Fackelschein durch die Totengrüfte hindurch, ist ein Motiv, mit dem der Abenteuerroman arbeitet.

Sein Ideal der Stellung eines Mädchens läfst er Antonie aussprechen, wenn sie sagt: „Ich fand mich als sein Weib, als Mutter“. Mit diesem Ausspruch deutet er bereits an, welche Stellung er seinen weiblichen Persönlichkeiten in seinem späteren Familienroman zuweisen wird. Losgelöst von dem Getriebe der Welt ein einsames Plätzchen zu haben, wo man als glückliches Paar leben und einen stillen, kleinbürgerlichen Hausstand führen kann, das ist sein Ideal. Hier sollen die Gatten der Liebe leben: „die Gott selbst in den Herzen schuf, um die Tränen der Sterblichen zu trocknen, das Leben zu trösten, es wünschenswert zu machen“. Darum verwirft er auch die Einsperrung der Mädchen in Klöster, in denen sie zur Ehelosigkeit gezwungen sind, und läfst die Nonne Zezilie sagen: „Hier in den Klöstern lernen wir nur

[1]) François Thomas Marie de Baculard d'Arnaud, dramatischer Schriftsteller, geboren 8. September 1718 zu Paris, gestorben 8. November 1805. Er gab unter dem Titel: „Epreuves du sentiment“, 1772—1781, 12 Bände heraus, von denen Rousseau sagt, d'Arnaud habe sie mit seinem Herzen geschrieben. Unter den Hauptwerken dieser Sammlung befindet sich: „Euphémie, ou le triomphe de la religion“, s. Grande Encyclopédie 3, 1055 und Goedeke, Grundrifs 7, 665.

[2]) Antonie S. 9.

den über alle Anbetung erhabenen Herrn der Welt kennen, den guten Vater kennt nur die liebende Gattin; wir beten Gott an, aber lieben kann ihn das Herz nicht, welches der ehelichen Liebe verschlossen bleiben mufs".[1]) Mit dem Nonnenwesen verurteilt er zugleich die Unduldsamkeit der katholischen Kirche, die ihre Feinde mit dem Bann, mit Dolch, Flamme, Schwert, Gift über die ganze Erde zu verfolgen und zu vernichten bestrebt ist.

„Die Tochter der Natur" ist eine Synthese von Rousseau und Schiller. Hat sie doch mit Schillers „Kabale und Liebe" soviel gemeinsam, dafs es sonderbar erscheinen mufs, dafs die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek", die eingehend das Werk[2]) bespricht, es nur als Gefsners „Erast" im Eingange ähnlich bezeichnet und mit keinem Wort die Ähnlichkeit mit Schiller erwähnt. Man braucht nur auf Übereinstimmungen wie Tochter der Natur", I. Aufzug 4. Auftritt mit „Kabale und Liebe" II 6, oder II 3 mit V 1; II 5 mit I 7 hinzuweisen und zu vermerken, dafs die Geschichte Leopolds[3]) fast völlig der gleicht, die in den „Räubern" III 2 Kosinsky erzählt. Gelegentlich stellt er auch Schillers Personen gerade umgekehrt in seinen Werken dar und sucht vielleicht so originell zu wirken, wie dies zum Beispiel in folgendem der Fall ist. Miller in „Kabale und Liebe"[4]) verachtet den Liebhaber als Hasenfufs, der den Vater zu Hilfe ruft, wenn er die Tochter liebt und sie für sich gewinnen will, — Vater Leopold dagegen[5]) verlangt, dafs der Liebhaber erst zum Vater kommen und ihn um die Erlaubnis bitten soll, seine Tochter lieben zu dürfen.

Alsdann ist dieses Stück reichlich von Ideen Rousseaus, von dessen Ideal „Zurück zur Natur" erfüllt, wenn es den Vorzug der Bauernmädchen vor den Stadtdamen begeistert schildert. Lafontaine konstatiert in der „Tochter der Natur"

---

[1]) Antonie S. 172.
[2]) Anhang zum 1. bis 28. Band, Abteilung 2.
[3]) Die Tochter der Natur S. 64 ff.
[4]) Kabale und Liebe I, 2.
[5]) Die Tochter der Natur II, 1.

dafs es kraftvoller und gesünder klingt, wenn Bauernmädchen in kräftigem Deutsch reden, als wenn feine Damen gewohnt sind, die Zweideutigkeiten ihrer Unterhaltung in französische Sprache zu kleiden. Ihm ist es lieber, von Erntekranz, Kirchweih, Hochzeiten und Pfingstbier zu hören, wo die Mädchen ein leichtes Halstuch ziert, als von Bällen, Soupers, Assembleen, wo vornehme Damen die Nase über ein zu bescheidenes „Fischü“ rümpfen. Fällt es doch in dieser Zeit schon auf, wenn ein vornehmer Herr ein simples Kleid und kurzgeschnittenes Haar trägt und nicht in Seide und gepudert einhergeht.

Einen interessanten Einblick in die damaligen Bildungsverhältnisse gewährt der Dichter, wenn er schildert, dafs nach Ansicht der vornehmen Kreise „Lesen von Büchern, die andere Mädchen nicht lesen, Fähigkeit Briefe zu schreiben, Klavier zu spielen und Französisch zu sprechen“ zur Bildung einer vornehmen Dame gehört. So ist dieses Werk sehr anschaulich für den Zeitgeschmack und würde einen gewissen Wert repräsentieren, wenn nicht der marklose, höchst sentimentale Schlufs, der ganz nach Gellerts Vorbild gearbeitet ist, ihn wieder völlig vernichtete.

Als drittes Werk gesellt sich „Die Prüfung der Treue“ hinzu, in dem schon der Untertitel „oder die Irrungen“ erraten läfst, welch ungeheure Menge von möglichen und unmöglichen Verwechslungen zusammengetragen werden, um das Stück weiter auszuspinnen und endlich doch zu dem erwünschten Ziele zu führen, das dem sentimentalen Charakter der Zeit entspricht. Es ist eine Abenteuergeschichte mit allen möglichen Zwischenfällen, die die Liebenden trennen und doch endlich, nach Überwindung des widerstrebenden Vaters, zur glücklichen Vereinigung führen, wenn es auch sonderbar anmuten mufs, dafs der Vater erst nach Verlauf von zwei Jahren merkt, dafs ein Liebhaber fast tagtäglich bei seiner Tochter ein- und ausgeht. In diesem Stück arbeitet Lafontaine mit einer besonderen Überschwänglichkeit des Gefühls, die in einem ungeheuren Wortschwall zum Ausdruck kommt.

Personen vornehmen Standes treten in der „Prüfung der Treue“ auf, die fest in den Anschauungen ihrer Zeit wurzeln, die es für selbstverständlich erachten, dafs man sich mit seinem Gelde ein Amt erkauft, und die im Reichtum ihre ganze Zufriedenheit sehen.

Die weiblichen Personen des Stückes jedoch stehen diesem Ideal fern, sie verzichten gern auf Rang und Titel ihres Liebhabers, wenn er sie nur heifs und innig liebt. Sie betonen damit, dafs bei ihnen das Herz das Wichtigste ist. Auch hier ist der Vater mit seinem starken Standesbewufstsein etwas als Sonderling gezeichnet, der seine Tochter lieber einem vornehmen Herrn, ohne Frage nach Liebe, verheiratet, als einem armen Kandidaten der Theologie, der sie herzlich liebt. Bezeichnend für die Zeit ist das Liebeswerben, indem man der Auserwählten des Herzens Bänder, Putz und Näschereien schenkt, Verse auf sie macht und ihr Liebeslieder gibt um ihr Herz zu gewinnen.

Wie reichlich Lafontaine seine Werke mit Beiwerk ausstattet, kann man daran erkennen, dafs er sogar in der „Prüfung der Treue“ mit seinen Kenntnissen der klassischen Autoren prunkt, indem er Tacitus (Germania Kap. 22) zitiert, wenn er sagt: „Unsere Vorfahren hatten die Sitte, alle wichtigen Angelegenheiten zweimal zu überlegen, einmal in der Trunkenheit, das andere Mal nüchtern“.

Grofse Erfolge hatte Lafontaine von seinem Wirken als dramatischer Dichter erhofft, sie sollten ihm nicht zuteil werden. Es erfüllte ihn mit besonderer Genugtuung, seine „Tochter der Natur“, als er während der Kampagne 1792 in Frankfurt weilte, dort von einer tüchtigen Truppe gespielt zu sehen, in der besonders als Darstellerin der „Luise“ die Künstlerin sich hervortat, die unter dem Namen Hendel-Schütz nachmals so berühmt geworden ist.[1]) Überhaupt war „Die Tochter der Natur“ sein lebensfähigstes Bühnenwerk, Goethe sogar nahm es in das Repertoire des Weimarer Theaters

[1]) Gruber a. a. O. S. 170.

auf.[1]) Trotzdem konnten sich seine Werke auf die Dauer nicht in dem Repertoire der Schauspieltruppen halten, das Publikum fing an, achtlos an seinen Werken vorüberzugehen.

Interessant ist es, wie verschieden die Zeit über diese Dichtungsgattung Lafontaines urteilte. Die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“[2]) fordert ihn auf, für das Theater zu arbeiten, wegen seiner Anlage dazu, während Ludwig Geiger in dem Aufsatz „Berliner Dramaturgie 1797/98“[3]) seine Dramen ablehnt als „Niederlagen von einem langweiligen Allerlei, bestehend aus Gemeinplätzen, zierlichen, öfter noch gezierten Floskeln, die hundert Prediger schon gesagt haben und Lafontaine schon 200 mal wiederholt hat, als pittoreske Schilderungen von Skeletten ohne Saft und Fleisch, bald von weifs und roter, oder himmelblauer, bald von aschgrauer Farbe mit gelben Saffianflecken oder auch von durcheinander gestrichenen und gewürfelten Farben aller Art“.

Da sich Lafontaine davon überzeugen mufste, dafs in dieser Dichtungsgattung der Lorbeer ihm nicht winkte, tat er jetzt den für seine ganze Laufbahn entscheidenden Schritt und wandte sich der Romanschriftstellerei zu, für die ihm die bewegte Zeit genügend Stoff bot.

3. Novellistik.

Im sechsten Abschnitt wird zu zeigen sein, wie allmählich ein Wandel im Geschmack des Publikums in der Wahl der Lektüre eintrat. In Frankreich wie in Deutschland war man der Lektüre endloser Hof-, Ritter- und Schäferromane überdrüssig

---

[1]) Dr. C. A. H. Burkhardt: Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1815. Hamburg und Leipzig 1891. Aufführungen der „Tochter der Natur“ fanden dort statt:

14. August 1793 in Lauchstädt,
28. August 1793 in Erfurt,
30. September 1793 in Erfurt,
19. Juli 1794 in Lauchstädt,
26. Juli 1794 in Lauchstädt,
9. Oktober 1794 in Weimar,
7. April 1795 in Weimar,
15. August 1795 in Lauchstädt,
16. März 1797 in Weimar.

[2]) Bd. 57, Teil 1, S. 91.

[3]) Vgl. Vossische Zeitung 1891 Nr. 325 (16. Juli).

geworden, die durch ihre Länge ermüdeten, durch ihre unglaubliche Zahl von Verwicklungen verwirrten. Man verlangte Kürze in der Prosa; einfache Geschichten mit wenigen Personen und klare Handlung wurde erstrebt. Da war Raum für die Novelle. Ihr wandte sich auch Lafontaine in seinen ersten Prosawerken, „Die Gewalt der Liebe in Erzählungen" betitelt, zu, mit denen er in den auf 1790 folgenden Jahren vor das Publikum trat.[1]) Da er selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage[2]) sie als Nachahmungen französischer Vorbilder bezeichnet, ist es nötig, seinen Novellen den ihnen zukommenden Platz in der Geschichte der Novelle anzuweisen, wie es Rudolf Fürst in seinem Werke über die Novelle tut.[3])

Ihren Ursprung nahm die Novelle, die für Lafontaine als Vorbild in Frage kommt, in den englischen moralischen Wochenschriften, unter denen Steeles „Tatler" (1709—1711) und Addisons „Spectator" (1711—1713) die hervorragendste Stellung einnehmen. Sie bemühten sich, das bürgerliche Leben der Gegenwart zu schildern, Familienszenen, Darstellungen von Leidenschaften und zwar mit stark moralischer Tendenz. Ihnen folgen die „Deutschen moralischen Wochenschriften", von denen Bodmers und Breitingers „Discourse der Mahlern" (1721) gestehen, dafs sie alles Wesentliche aus Addisons „Spectator" übernommen haben. Den Menschen, das menschliche Herz mit all seinen Verirrungen, Sorgen und Freuden, mit seinen Tugenden und Fehlern haben sie in den Kreis ihrer Darstellungen gezogen. Gottsched steigerte den häuslichen Zug noch, indem er auch über Gegenstände des täglichen Lebens, Erziehung, Mode und anderes mehr sprach, immer natürlich den moralischen Charakter wahrend. Starke Einflüsse kamen ferner von Frankreich herüber, die besonders Lafontaine sich zu eigen machte. Bereits in dem Trauerspiel „Antonie oder das Klostergelübde" bekannte er, die „Euphémie"

[1]) Die Gewalt der Liebe in Erzählungen. 4 Teile. Berlin 1791—1793.
[2]) Berlin 1797 S. 4.
[3]) R. Fürst, Die Vorläufer der modernen Novelle im 17. Jahrhundert. Halle 1897. S. 139ff.

von d'Arnaud benutzt zu haben. Dieser Schriftsteller und sein grofses Vorbild Marmontel sollten Lafontaine in den Anfängen seiner novellistischen Periode den Weg weisen. Leicht erklärlich, dafs er sich gerade ihnen anschlofs, war doch Marmontel bereits 1766 und in den folgenden Jahren, d'Arnaud 1775—1778 von Gellius in deutsche Sprache übersetzt und hatten wohlwollende Aufnahme gefunden, ein Zeichen, wie gut sie den Zeitgeschmack trafen.

Marmontel behandelte in seinen Werken die Liebe in den verschiedensten Formen, und Lafontaine wählte sich in den Novellen, die er ihm nachbildete, den gleichen Vorwurf, wie er selbst in seiner Vorrede zur „Gewalt der Liebe in Erzählungen" sagt.[1]) Eine gleiche Tendenz zeigen seine Beiträge für die von Dr. Bahrdt 1792 übernommene „Zeitschrift für Gattinen, Mütter und Töchter", die er als „Museum für das weibliche Geschlecht" fortsetzte. Beide Zeitschriften scheinen verschollen zu sein,[2]) jedoch hat Lafontaine seine Beiträge für diese Zeitschriften später in dem „Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht"[3]) gesammelt und nochmals herausgegeben. Sie bieten neben Behandlungen von ethischen Problemen hauptsächlich Schilderungen der Liebe in novellistischer Form. Als Erstlingsarbeiten einer neuen Dichtungsgattung unseres Schriftstellers tragen sie, rein technisch betrachtet, auch deren Mängel, die in Wortarmut und zahlreichen Wiederholungen zum Ausdruck kommen.

Bei der Darstellung der Liebe ist Lafontaine in seinen Novellen schon völlig in dem Milieu, das er in seinen Familienromanen so oft wiederspiegeln wird, — das Glück zu schildern, das in der stillen Häuslichkeit ruht. Hauptsächlich werden in dieser Sammlung Novellen geboten, in denen eine rasch sich entwickelnde Liebe zur Darstellung kommt, über deren

[1]) Gewalt der Liebe S. 4: „Diese Erzählungen beleuchten nur eine Empfindung des menschlichen Herzens, die Liebe, und diese nur von ein paar Seiten."

[2]) Eine Nachfrage auf den preufsischen Bibliotheken blieb ergebnislos.

[3]) Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht, Görlitz 1805.

Existenz sich die Paare gleich beim ersten Zusammentreffen klar werden. Wenn seine Jünglinge Mädchen gegenübertreten, kommt ein Aufleuchten in ihren Blick; die Mädchen, bei ihm stets Muster von Tugend und Wesen von bezaubernder Schönheit, erröten unter den Liebesblicken der Jünglinge, und bald lodert eine heifse Liebesflamme in ihrem Innern auf. Alsdann erfolgt eine rasche Entwicklung der Liebe, die durch gelegentliche üble Laune der Angebeteten nur immer stärker angefacht wird. Aber schon bei dieser Entwicklung der Liebe zeigt sich die Kraftlosigkeit und Weichheit der sentimentalen Liebhaber des empfindsamen 18. Jahrhunderts. Nur selten bekennen sie durch ein offenes Geständnis die Liebe zu ihrer Angebeteten, sondern versuchen meist nur durch Seufzen, Händedrücke und Blicke ihre Herzensstimmung kundzugeben. Von dem Augenblick der beiderseitigen Gewifsheit der Zuneigung gibt es für Lafontaine zwei Wege, auf denen er das Liebesproblem in solchen Novellen zur Lösung führt. Sind die Eltern einverstanden, dann sinken sich die Liebenden im Gefühl des Triumphes ihrer Herzen in die Arme, sich nur stammelnd Treuschwüre gebend. In schneller Folge ergibt sich die Vereinigung der Liebenden zu dauerndem Glück. Bei dem anderen Wege, auf dem sonst Lafontaine seine Liebenden zu führen pflegt, treten die Eltern als hinderndes Moment ein, die sich einer Vereinigung ihrer Kinder aus äufseren Gründen — besonders Standesunterschied ist als Trennungsgrund äufserst beliebt — widersetzen. Erfolgt dies, so wird die Liebe entweder zur leidenschaftlichen Begierde, bei der selbst die Unschuld der Geliebten manchmal in Gefahr gerät, oder entsprechend der sentimentalen Stimmung der Zeit zur Melancholie, in dem beide aus Liebesgram dahinsiechen. In beiden Fällen würde kein befriedigender glücklicher Abschlufs der Novelle erzielt werden. Da greift des Dichters mitleidiges Herz ein. Er läfst der Eltern Herz zum Mitleid sich wenden, das gerührt ist, entweder über die Treue, die sich die Liebenden trotz des Verbotes der Eltern bewahren, oder es nicht mit ansehen kann, wie die einst blühenden Kinder vor Liebesgram dahinsiechen. Nach

dem Muster des Mitleidsromans erfolgt ein versöhnlicher Schluſs. Dies sind die Novellen, in denen sich die Konflikte aus äuſserlichen Gründen ergeben.

Literarisch weit wertvoller ist es, daſs Lafontaine sich auch bemühte, Novellen zu verfassen, in denen er darstellte, wie in der Psyche der Personen liegende Momente als Hinderungsgründe zwischen die Liebenden treten. Eine für Lafontaine gut gelungene psychologische Studie ist seine Erzählung „Liebe und Achtung".[1]) In ihr wird die weibliche Hauptperson zwischen zwei sich um ihre Hand bewerbende Liebhaber gestellt, von denen sie den einen herzlich liebt, vor dem anderen aber eine tiefe Achtung empfindet, da er durch seine Geistesvorzüge den einfachen und natürlich sich gebenden Geliebten bei ihr aussticht. In den Kampf zwischen Liebe und Achtung stellt Lafontaine seine Heldin, er läſst sie unglücklich werden, da sie den Mann heiratet, den sie nur achtet wegen seiner äuſseren Vorzüge, während sie glaubt, ihn ebenfalls zu lieben, aber erst in der Ehe lernt sie den Wert der verschmähten wahren Liebe kennen. Durch ihren Untergang sucht Lafontaine zu beweisen, daſs Achtung Liebe nicht ersetzen kann. Ein weiteres Moment, mit dem Lafontaine die Liebe in Konflikt stellt, ist die Eifersucht in seiner Novelle: „Liebe und Eifersucht".[2]) Hier sucht er darzustellen, wie zwei Menschenkinder, die in tiefer Liebe zueinander entbrannt sind, doch unglücklich werden können, wenn sie es nicht verstehen, Herr über die Eifersucht zu werden, die sie immer wieder zu der Annahme verleitet, daſs sie vom anderen betrogen werden. Beide angeführten Beispiele zeigen, daſs Lafontaine sich auch die Aufgabe gestellt hat, psychologische Probleme in seinen Novellen zu erörtern. Klingt in ihnen zwar manchmal die Handlung recht unwahrscheinlich, so sind sie doch weit über die Novellen zu stellen, die mit ihren äuſseren Verwicklungen und Lösungen der Konflikte stark bei ihm überwiegen. Schliefslich kommt auch noch seine Stellung als

[1]) Gewalt der Liebe, 1. Teil, 5. Erzählung.
[2]) Ebenda, 1. Erzählung.

Geistlicher und sein Glaube an die Allmacht Gottes in seinen Schilderungen der Liebe zum Ausdruck, wenn er gegen die Leute eifert, die in der ganzen Welt nur mechanische Gesetze wirksam finden und darüber „die Gesetze der ewigen Liebe, der höchsten Vernunft“ vergessen.[1])

Ein typischer Zug in Lafontaines Novellistik ist der, dafs er fast nie die Mütter der Mädchen handelnd zur Darstellung bringt. Meist sind Verwandte, der Vater, ein älterer Onkel die Personen, die das heranreifende Mädchen beschützen. Wird wirklich einmal eine Mutter erwähnt, so steht sie meist der Heirat ihres Kindes feindlich gegenüber. Wohl nie finden sich Szenen, in denen Mütter bemüht sind, zur Vereinigung der Paare beizutragen und die Tochter ihrer Naturbestimmung zuzuführen.

Drei Ideale kennt Lafontaine in seinen Novellen für das weibliche Geschlecht, wenn er sagt: „Die Natur hat sie bestimmt zu den drei ehrwürdigsten Ämtern auf Erden: Gattinnen, Mütter, Erzieher zu werden.“[2]) Darum eifert er auch gegen die Mädchen, die von Gesellschaft zu Gesellschaft eilen, indem er befürchtet, dafs ein derartiges Leben das Herz kalt und falsch macht, Herzlichkeit und Wohlwollen tötet, zu Leichtsinn verführt und besonders zu einem Widerwillen gegen Gattenpflicht und Mutterliebe verleitet. So erblickt er das Ideal eines Mädchens nicht darin, dafs es fertig Französisch, Englisch und Italienisch spricht, niedlich malt und hübsch singt, nein, bescheiden soll es sein, sich nirgends vordrängen, nur das Herz bilden, die Tugend bewahren und seinen Sinn auf den künftigen Lebenszweck richten, dann wird es nicht nur in den Augen der Welt glänzend dastehen, sondern auch vor der Stimme des eignen Gewissens bestehen können, die dann am deutlichsten spricht, wenn es sich einmal von dem Getümmel des Gesellschaftslebens zurückgezogen hat und in stiller Stunde seinen Daseinszweck überlegt. Trotz dieser Ausführungen bestreitet er nicht, dafs

[1]) Gewalt der Liebe, 4. Teil. Natur und Buhlerei S. 121.
[2]) Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht 2, 113.

Talente die feste Bildung des Geistes erleichtern und Kunstgeschmack grofsen Einflufs auf den sittlichen Geschmack hat. Schwer sind die Tugenden des Weibes, das gibt er selbst zu und führt als Grund dafür an, dafs weibliche Tugenden der Ruhm nicht unterstützt und belohnt wie bei den Männern, aber für ebenso hochstehend erachtet er das Gefühl, dem Gatten, der Familie alles zu sein.

Die Liebe bezeichnet er als Geschlechtstrieb, der dann erlischt, wenn der Gegenstand des Triebes errungen, das Weib heimgeführt ist. Darum soll das Weib dafür sorgen, dafs sich zwischen den Ehegatten eine innige Freundschaft heranbildet, die dann die Harmonie des Familienlebens garantiert, wenn die leidenschaftliche Liebe verrauscht ist. Mit diesen Idealen sollen die Mädchen in die Ehe treten, um ihre Bestimmung zu erfüllen.

Einen weiteren Hauptabschnitt in seinen Novellen bildet die Darstellung des häuslichen Glücks, ein Motiv, das er bereits in seinen dramatischen Arbeiten zur Darstellung brachte. Wollen wir eine Erklärung für dieses Motiv finden, so müssen wir uns einen Einblick in das Seelenleben der Zeit verschaffen. In dem im Mittelalter stark durch Religionsbrauch und Gesetz festgelegten Seelenleben schufen die Reformatoren Wandel, die dem Individuum wenigstens die Freiheit in intellektueller Beziehung verschafften, die dieses zur Ausbildung seines Verstandes benutzte, wodurch die Bildung einen gewaltigen Aufschwung nahm. So wäre die Entwicklung in rascher Folge weitergegangen, wenn nicht durch die Schrecken des 30jährigen Krieges die Volksseele wieder verroht und zur Gleichgültigkeit gebracht wäre. Erst langsam erholte sich das Volk von dem schweren Schlage, der es getroffen hatte. Da begannen dannn die Menschen in einer Zeit, in der die Not des Krieges alle irdischen Güter vernichtet hatte, in ihr eigenes „Ich“ Einkehr zu halten, die trüben Zeiten zwangen sie zur Selbstbesinnung. Sie merkten, dafs sie etwas in sich trügen, auf dessen Regungen sie noch nicht gelauscht hatten — das Herz. Jetzt gaben sie sich ganz dem Gefühlsleben

hin, für das die Zeit des Pietismus und der Sentimentalität der deutlichste Ausdruck ist. Nunmehr traten die Menschen aus der Passivität ihres Seelenlebens heraus und suchten der Aufsenwelt gegenüber aktiv tätig zu sein und sich zu deren Mittelpunkte zu machen, sie nach ihrem subjektiven Willen zu lenken. Aber ihr subjektivistisches Gefühlsleben blieb nicht bei der Wirklichkeit der sie umgebenden Welt stehen, sondern schuf in seinem Gefühl, in seiner Seele eine Idealwelt, die ganz anders gestaltet war, als die Welt der Wirklichkeit. Aus diesem Grunde fühlte sich dann der subjektive Mensch von der ihn umgebenden Welt der Wirklichkeit abgestofsen, da sie nicht seinem Idealbilde entsprach. Er merkte, dafs es nur eine Scheinwelt war, mit der wohl der grofse Volkshaufe, der sich keine Gedanken über seine Existenz machte, zufrieden sein konnte, der fühlende Mensch aber nicht. Deshalb wandte sich der subjektive Mensch, der den ganzen niedrigen Charakter der ihn umgebenden Wirklichkeitswelt empfand, von dem Getriebe der grofsen Welt ab, um im stillen Winkel, in der Einsamkeit, im häuslichen Kreise sich ein kleines Glück zu sichern. Hier erst fand er einen Daseinszweck, der ihm das Leben lebenswert erscheinen liefs. Als sekundärer Grund aber, bei weitem nicht von der Bedeutung wie der erste, liefsen sich vielleicht noch die widrigen politischen Verhältnisse im 18. Jahrhundert anführen, wo die absolutistische Regierung keine Gelegenheit den Staatsbürgern bot, an der Staatsverwaltung in Parlamenten tätig zu sein. Kleinstaaterei und die damit verbundene Bedeutung des Einzelnen riefen die Sehnsucht nach dem beschaulichen Dasein des Kleinbürgers hervor. Jeder wollte lieber im Kleinen seiner Menschlichkeit leben, ohne Macht und Einfluſs zwar, aber auch frei von jeder Verpflichtung. So läfst Lafontaine sagen: „Sehen sie, ich bin ein einfacher Mann, der mit allen Kräften strebt, sich aus dem Strudel der Welt in die stille, genufsfrohe Häuslichkeit zu retten“.[1]) Das Schlag-

[1]) Natur und Buhlerei S. 211.

wort Voltaires: „Il faut cultiver son jardin“ hatten viele zum Wahlspruch erkoren. Lafontaine malt nun in seinen Novellen rührende Bilder dieses häuslichen Glückes und der stillen Genüsse, die es bietet. Wie oft führt er uns in Kleinbürgerstuben und malt ein Idyll ähnlich dem von Werthers Lotte. Der Mann ist heimgekehrt und findet seine Frau, eine Schar Kinder um sich, die sich im fröhlichen Spiel tummeln, während der Säugling noch an der Mutter Brust ruht. Hier sind die Szenen der Leidenschaft verschwunden. Sie kommt in den Gatten nicht mehr zu elementarem Ausbruch, ein stilles Genieſsen des Lebens findet statt, wo sich die Gatten in Freundschaft vereinigen, wo Elternliebe das Band ist, das sie mit den Kindern verknüpft. In der Entwicklung häuslicher Neigungen sieht er das beste Mittel zur Festigung der Moral, die selbst wieder ein Mittel zur Glückseligkeit ist.

Nicht selten stattet er die Gegend, in der dieses stille häusliche Glück blüht, noch mit Naturreizen zu einem Idyll aus, wie er auch gern zur Vorbereitung von Liebesszenen erst eine romantische Gegend schildert. Freilich fällt sie meist recht dürftig aus und bewegt sich immer in den gleichen Bahnen. Ein liebliches Tal mit murmelndem Bach, eingeschlossen von Klippen und hohen, schroffen Felswänden, über denen die letzten Strahlen der Abendsonne glänzen, wo leise Flötentöne und Gesang die Nähe menschlicher Wesen ahnen läfst, das sind Motive, die bei ihm einer Schilderung häuslicher Glückseligkeit vorausgehen. Hier ähnelt seine Darstellung der Salomon Gefsners,[1]) der in seinen „Idyllen“ so trefflich Naturstimmung und unschuldige, reine Liebesszenen malt. Auch er verwendet zur Begleitung seiner Schäferszenen die sanften, lieblichen Töne der Flöte, die so stimmungsvoll zu der Zärtlichkeit seiner Liebespaare und zu seiner duftigen, zarten Szenerie passen. Dagegen eine stille Laube, tief versteckt im Garten, verborgen durch Gebüsch, bestrahlt von dem silbernen Glanze des Mondes, aus der Harfen-

[1]) Idyllen, Zürich 1756.

klang und leiser, sehnsuchtsvoller Liebesgesang ertönt, das ist bei Lafontaine eine Szenerie, die heifse Liebessehnsucht atmet. Über gröfseren Farbenreichtum verfügt er in seiner novellistischen Periode kaum, diese eben genannten Motive verwendet er je nach Bedarf. Leise Anklänge an die Seligkeit des Lebens auf einer glücklichen Insel, ähnlich der „Insel Felsenburg", zeigt die Novelle „Die Harfe",[1]) in der er mit lyrischen Einlagen und Verwendung obiger beider Szenerien das Bild eines wunschlos glücklichen Lebens zu malen sucht. Doch klingt hier schon Melancholie hindurch, die er an anderer Stelle noch deutlicher zum Ausdruck bringt.[2]) Hier läfst er das Mädchen heifs lieben, während der Jüngling ihre Liebe nicht beachtet. Da will sie leiden, ihre Herzenswünsche verstummen lassen und ihr Leben in Trauer um den Verlust zubringen, wenn ihr selbst auch das Herz darüber bricht.

Als weitere Motive für die Trennung erscheinen auch hier wieder Standesunterschiede, die aber recht materieller Natur sind. So will eine Mutter nie ein Mädchen Schwiegertochter nennen, die nicht mindestens 50 000 Taler Vermögen hat.[3]) Ein Jüngling ferner, noch ohne Amt, das ihm die Gründung eines Hausstandes ermöglichte, liebt ein Mädchen aus vornehmer, reicher Familie. Er würde in den Ruf eines Mitgiftjägers kommen, wenn er jetzt um das Mädchen werben würde, darum widersetzen sich die Eltern, zumal sein jetziges Amt nicht ihren Wünschen entspricht. Endlich übermannt die Leidenschaft die Liebenden, und nun naht der Konflikt. Das Mädchen wird schwanger. Was sollen die Eltern tun? Da greift Lafontaine zur Nützlichkeitsmoral, die Eltern lassen alle Bedenken über Standesunterschiede fallen und besorgen dem Liebhaber schnell ein Amt, um die Tochter vor der Schande zu retten.

[1]) Gewalt der Liebe, 1. Teil, 3. Erzählung.

[2]) Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht 1. Bd. 8. Erzählung: „Der gute Sohn".

[3]) Gewalt der Liebe, 4. Teil. Natur und Buhlerei S. 143.

An die Standesunterschiede liefse sich dann Lafontaines Ansicht über Standesverpflichtung anschliefsen. Er ist ein entschiedener Gegner von dem Luxus, mit dem sich zu seiner Zeit die vornehmen Leute umgaben, obwohl sie oft gar nicht die Mittel dazu hatten, sondern weit über ihr Vermögen lebten. Über sie sagt er: „Der Luxus ist die Torheit ihres Standes, sie sollen lernen die Eitelkeit zu verachten und einzusehen, dafs es keine Schande ist, seinen Luxus einzuschränken, um ehrlich leben zu können".

Trotz dieser Lehren gibt er aber selbst in seinen Novellen die geringschätzige Behandlung des Geldes nicht auf. In ihnen herrscht noch in gleicher Weise dieselbe Freigebigkeit und Verschwendung, die nachzuweisen sich schon in den Dramatischen Werken mannigfaltig Gelegenheit bot.

Eine weitere Verfolgung der Motive in seinen Novellen führt zur Betrachtung, wie er sich in ihnen zu Entlehnungen aus anderen Romangattungen stellt. Erwähnt wurde bereits die Schilderung des häuslichen Glücks als Familienromanmotiv. Selbst der Schauerroman ist in ihnen vertreten, wenn die Liebe eines Jünglings in einer Totengruft[1]) auf die Probe gestellt wird, und gelegentliche Verschleppungen von geliebten Mädchen, die auf der Flucht von Strafsenräubern angefallen werden und dabei verschiedene Zwischenfälle erleben, zeigen, dafs auch Spuren des Räuberromans bei ihm vertreten sind, die sich nicht nur in seinen direkten Vorbildern finden, sondern bis hinauf zu Richardson nachweisen lassen. Sonderbar müfste es erscheinen, wenn Lafontaine in seinen Novellen das Rüstzeug des Mitleidsromaus ganz aufser Acht gelassen hätte. Mufs doch bei ihm jede Erzählung, mag ihr Ausgang noch so ungewifs sein, endlich zu dem befriedigenden Ende führen, dafs sich die Paare unter Tränen in die Arme sinken, sich Kränkungen und Fälle der Untreue vergeben, die geeignet waren, auf ewig die Aussicht auf häusliches Glück zu zerstören. Höchstes Stadium der alles verzeihenden Liebe

[1]) Gewalt der Liebe 1, 51 ff.

ist es jedenfalls, wenn eine Gattin noch über Worte der Entschuldigung und Verzeihung für ihren Mann verfügt, der sie neun Jahre hindurch in einem finsteren Burgverliefs eingesperrt gehalten hatte. Meist wird nach Beseitigung aller Hindernisse ein Paar doch noch glücklich und führt in stiller Ländlichkeit ein frohes Dasein.

Gerade diese Ländlichkeit, die Freude an der Natur führt noch zu einem Manne, dessen Ideen Lafontaine in seinen Novellen so oft zur Darstellung bringt, zu Rousseau. Ihm räumt er eine hervorragende Stellung z. B. in seiner Novelle „Die Liebe auf den Alpen" ein[1]), wo er begeistert ist, in den Bewohnern der Alpen ein Volk zu finden, „wie es aus den Händen der Natur hervorging, stark und kräftig, ohne Krankheiten, welche die verfeinerten Nationen martern, entnerven und vor der Zeit sterben lassen". Ihnen fehlen zwar die feinen Umgangsformen, dafür sind sie aber sittlich besser. An ihnen zeigt es sich deutlich, wie weit sich der Mensch entfernt hat von der einfachen, glücklichen Natur, die ihm Gesundheit und Schönheit verleiht, womit Lafontaine seine Helden und Heldinnen in reichem Mafse ausstattet.

Die Männer müssen bei ihm hochgewachsen sein, stolz und stark. Stolz besonders verlangt er von jedem echten Deutschen.[2]) Schlecht allerdings pafst es zu diesen Forderungen eines starken männlichen Geschlechtes, wenn er so oftmals die Jünglinge wie schwächliche Knaben niedersinken läfst, sobald ein harter Schicksalsschlag ihr empfindsames Herz trifft. Die Mädchen dagegen sind schön wie Märchengestalten und zart, schlank wie eine Tanne, ein Bild von Anmut und Züchtigkeit, Keuschheit und Tugend; heiter und lustig dazu, müssen sie doch einmal der Familie den Frohsinn im kleinen Heim schaffen!

Wenn so die Eltern zusammenpassen, dann werden sie sich auch harmonisch ergänzen in der Erziehung ihrer Kinder.

---

[1]) Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht 2, 105.

[2]) Gewalt der Liebe 3. Teil, 2. Erzählung. „Stolz und Liebe" S. 140.

Kindererziehung und Unterricht in den ersten Jahren verlangt er von den Eltern oder Verwandten. Sollte er doch selbst einst Gelegenheit haben, die Kinder seiner Pflegetochter mit Lust und Liebe in den Anfangsgründen der Bildung zu unterweisen. Ist dann ein Erzieher notwendig, so soll man ihn als Freund des Hauses, nicht als Angestellten betrachten, ihm soll man die Erziehung entweder gänzlich anvertrauen, oder jeden Schritt vorher mit ihm gemeinschaftlich überlegen. Hier hat wohl viel seine eigene Hauslehrertätigkeit den Weg gewiesen, ihm, der im Brinkmannschen Hause in Bartensleben zur Familie gezählt wurde, der im Haus des Generals von Thadden in Halle allein den Sohn des Generals erzog.

Aufser Acht lassen kann man bei einer Betrachtung von Lafontaines Novellen eine Behandlung der gelegentlich in die hier besprochenen Bände eingestreuten theoretischen Abhandlungen über ethische Probleme, da meist eine der theoretischen Besprechung folgende Novelle die Theorie in ihrer praktischen Verwendung zeigt.

So könnte man Lafontaines Novellistik das „hohe Lied der Liebe und des häuslichen Glücks“ nennen, das in einem harmonischen Familienleben den besten Ausdruck findet.

4. Pädagogische Romane.

Mit dem Jahre 1792 war die novellistische Periode in Lafontaines dichterischem Schaffen im ganzen abgeschlossen. Es folgten seine grofsen Werke, die seinen Ruhm weit verbreiten sollten. Im 18. Jahrhundert erfolgten gewaltige Umwälzungen im deutschen Geistesleben, deren Wirkungen sich in der Literatur der Zeit deutlich erkennen lassen. Zwei grofse Weltanschauungen, Pietismus und Aufklärung, rangen damals miteinander. Der Pietismus in seinen Hauptvertretern Spener (1635–1705) und August Hermann Francke (1663 bis 1727) hatte den Kampf gegen die im toten Formalismus erstarrte lutherische Orthodoxie aufgenommen und suchte durch Zurückgreifen auf urchristliche Formen und Begeisterung für

mittelalterliche Lebensideale durch Weltflucht zu seiner erträumten Vollkommenheit des Lebens zu kommen, die Aufklärung, die besonders in Leibniz und Christian Wolff ihre Führer fand und durch Friedrich II. lebhaft unterstützt wurde, strebte nach der Freiheit, dem Recht der Vernunft, nach der Möglichkeit, das Leben nach den Anforderungen des gesunden Menschenverstandes einzurichten und die überlieferte Glaubenslehre auf ihre Wahrheit zu prüfen. Mit diesen beiden Bewegungen verband sich die, die das Auftreten Rousseaus in dem ganzen Erziehungswesen hervorrief. Er seinerseits ging wieder zurück auf die Lehren seines Landsmannes Michel de Montaigne (1533—1592) und besonders des Engländers John Locke (1632—1704). Ersterer geifselt in seinen „Essais über Kindererziehung“ die Falschheit des toten Wissens, und plädiert für eine Erziehung des Zöglings zur Selbsttätigkeit durch einen Hofmeister, der ihm Welt und Menschenkenntnis vermitteln und ihn besonders zu einem „ganzen Menschen“ machen sollte.[1]) Locke stellt in seinem Werke über Erziehung[2]) als Hauptsatz seiner Lehre auf: Alle Geistesbildung ist eine Frucht der Erfahrung und diese kommt zustande durch äufsere und innere Wahrnehmung, denn von Natur ist der Mensch eine unbeschriebene Tafel, ein leeres Blatt. So mufs die Erziehung Erfahrung werden und der Erzieher hat die Aufgabe, den Zögling Erfahrungen machen zu lassen, dabei auch stets die Individualität des Zöglings zu berücksichtigen. Locke fordert wie Montaigne Erziehung durch einen Hofmeister, der stets körperliche und geistige Bildung gleichmäfsig fördert. So hofft er, dafs der Zögling Tugend, praktische und nützliche Weltbildung erlangt, damit er sozial brauchbar ist und ein tüchtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden verspricht. Der sittliche Idealismus

---

[1]) Essais de Michel de Montaigne. Texte original de 1580, publié par Dezeimeris et Barkhausen 1870. Tome I, Chap. 25.

[2]) Some Thoughts concerning Education 1693. Bd. 3 der Londoner Ausgabe seiner Werke von 1714. Deutsche Übersetzung von R. Schuster, Pädagogische Bibliothek Bd. 9.

der Tugend und der Pflicht, das ist Lockes Forderung; Lockes und Montaignes Lehren greift dann Jean Jacques Rousseau (1712—1778) auf und wirkt besonders durch das Feuer, mit dem er seine Erziehungsgedanken vorträgt. Er stellt an den Anfang seines Erziehungsromans „Emile, ou de l'éducation" (1762) den Satz: „Tout est bien, sortant des mains de l'auteur des choses, tout dégénère entre les mains de l'homme". In diesen Worten bringt er schon seinen Hafs gegen alle Bildung zum Ausdruck und seinen Fanatismus für die Natur. Die Kulturmenschen haben nach seiner Ansicht alles Unheil über die Menschen gebracht. Mit seinem Idealismus stand Rousseau ganz im Gegensatz zu den skeptisch alles erwägenden französischen Enzyklopädisten, und dieser Idealismus, diese begeisterte Sprache des Herzens brachte ihm und seinen Ideen den gewaltigen Erfolg. „Natur und Freiheit", das ist die Parole seiner Erziehung. Er stimmt mit Locke und Montaigne überein in der Forderung der Erziehung durch einen Hofmeister, der sich immer der Natur des Kindes anpassen und diesem zuerst nur eine negative, Laster und Irrtum abwehrende Erziehung geben und ihn zur Freiheit, zur Herrschaft über alle Kräfte erziehen soll. Neu ist bei ihm der Abscheu vor der Gesellschaft, vor der er seinen Zögling möglichst lange bewahren will, damit er ihre List und Tücke ihre Falschheit und Leidenschaften nicht sobald kennen lernt Gemeinsam ist diesen drei Pädagogen der Glaube: „Alles vermag die Erziehung", was am deutlichsten von ihnen Rousseau in dem oben zitierten Satze ausdrückt. Einig sind sie ferner in ihrer Verachtung der Zivilisation, die den paradiesischen Zustand der Welt vernichtet hat, wie sie glauben.

Gerade dieser Gedanke, in Gegensatz zueinander zu setzen auf der einen Seite die unverfälschte Natur und die Annehmlichkeiten eines glücklichen Lebens in ihr, auf der anderen das Verderben, das die Zivilisation über die Menschheit brachte, war schon häufiger in der Literatur zum Ausdruck gebracht worden. Gern verlegten die Schriftsteller den

Ort ihrer Handlungen nach Indien. In Indiens Naturzustand, in seinen Bewohnern, die als wahre Naturkinder lebten, suchten sie das glückliche Land zu schildern, in dem noch der paradiesische Zustand des goldenen Zeitalters sich erhalten hatte. Schon Gellert schildert in seiner Fabel: „Inkle und Yariko“,[1]) deren Stoff er der englischen moralischen Wochenschrift „The Spectator“ entlehnt,[2]) in Yariko ein derartiges Naturkind, das den Fremden durch milde Anmut fesselt und ihm treu ergeben ist. Der Inhalt dieser Geschichte erlangte grofse Verbreitung, da Gellerts Fabeln schon Kindern als Lektüre gegeben wurden. Weiter wurde die Sehnsucht nach dem glücklichen Indien gefördert, als James Cook (1728—1779) die Beschreibung seiner Weltreisen herausgab, in der er die Schönheit der unberührten Natur der nach ihm benannten Inselgruppe in Polynesien schilderte und dabei auch die idyllische Lebensweise der Bewohner des Landes zur Darstellung brachte.[3])

In gleicher Weise stellte Voltaire den Gegensatz zwischen Natur und Kultur in seinem „L'ingénu“ (1767) dar, in dem er einen unter natürlichen Verhältnissen aufgewachsenen Huronen nach Paris kommen läfst, wo er vielfache Abenteuer erlebt, als er dort mit Kulturmenschen zusammenkommt.

Auch Kotzebue übernahm diesen Stoff und stellte in seinem Lustspiel „Die Indianer in England“[4]) in der Indianerin Gurli den Typus eines naiven Naturmädchens dar, das durch seine Offenheit, mit der es seine Ansichten über Samuel Smith äufsert, über Ehe usw. spricht, seine Zuneigung, Abneigung

[1]) Sämtliche Schriften. 1. Teil. Leipzig 1746.

[2]) The Spectator. „Der Zuschauer“, 11. Stück übersetzt von der Gottschedin. 2. Aufl. Leipzig 1749—1751. 1. Teil. Dienstag den 13. März. S. 51ff. — R. Nedden, Quellenstudien zu Gellerts Fabeln und Erzählungen. Leipziger Diss. 1898.

[3]) Seine 2. Reise beschrieb er selbst unter dem Titel: A voyage towards the south pole and round the world, performed in His Majesty's ships the Resolution and Aventure in the years 1772, 1773, 1774 and 1775. London 1777. 3. Ausgabe 1779. Deutsch: J. R. Forsters Reise um die Welt in den Jahren 1772—1775, hrg. von G. Forster. 2 Bände. Berlin 1778—1780.

[4]) Leipzig 1790.

und Wünsche kundgibt, die Hörer zur Begeisterung für ein derartiges glückliches Volk, das nur Herzensgüte und nicht den strengen Ton der Konvention kennt, entflammen soll. Diese drei Beispiele dürften schon genügen, um zu zeigen, wie beliebt dieses Thema unter den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts war. Da nimmt es nicht wunder, dafs auch Lafontaine sich entschlofs, derartige Probleme in Romanen zur Darstellung zu bringen, in denen er zugleich seine Stellung zu den pädagogischen Problemen der Zeit kennzeichnen konnte. Es entstanden so seine pädagogischen Romane, deren ersten er betitelte: „Der Naturmensch".[1]) In diesem Romane zeigt er sich als treuer Nachfolger Rousseaus.

Merkwürdig ist es, dafs Lafontaine in der Vorrede zu diesem Roman, in der er seine Vorbilder angibt, seine offensichtliche Abhängigkeit von den eben genannten Schriftstellern nicht zugesteht, sondern andere Vorbilder, wie Mercier und Bernardin de St. Pierre anführt. Sebastian Mercier (1740—1814) und Bernardin de St. Pierre (1737—1814) beweisen in ihren Werken, dafs sie treue Schüler Rousseaus sind. Merciers Stücke haben stets die Tendenz: „Das Volk ist besser, als die Vornehmen, der Naturmensch besser als der Kulturmensch". St. Pierres Erzählung „Paul et Virginie"[2]) enthält deutlich die Lehre: Der Mensch ist glücklich, solange er in Übereinstimmung mit der Natur und der Tugend lebt. Weiter noch geht er mit seinen Forderungen in „La chaumière indienne", in der er über die mafsvolle Kritik der bestehenden Verhältnisse hinausgeht und sich mit beifsendem Hohn gegen die Kultur wendet. Diese letztere Erzählung gerade hat für das letzte Drittel von Lafontaines „Naturmensch", der an dieser Stelle ebenfalls in Indien spielt, ein gutes Vorbild gegeben, das Lafontaine, wie es seine Art war, treulich kopierte.

Grofs war also die Zahl der Vorbilder, und reichlichen Stoff fand Lafontaine für seinen „Naturmenschen", der auf

[1]) Der Naturmensch. Halle 1792.
[2]) Naturstudien 1783—1788. 4. Bd.

den Satz gestimmt ist: „Die Natur ist gut, nur die menschlichen Institutionen haben sie verdorben.“ Zwei Parteien treten sich gegenüber, auf der einen Seite stehen die Menschen, deren Gedanken und Handlungen von den Gesetzen und Gebräuchen der Kultur geleitet werden. Zu ihnen tritt in schroffen Gegensatz Lord Hillnets Sohn William, das Muster eines Menschen, der in der Einfachheit der Natur aufgewachsen und unvertraut mit den Gepflogenheiten der Gesellschaft geblieben ist. Aus beider Parteien Zusammentreffen ergeben sich die Verwicklungen und Motive des Romans.

Bei der Schilderung dieses Naturmenschen hält sich Lafontaine in sklavischer Abhängigkeit an Rousseaus „Emile“, so dafs man öfters der Meinung ist, er habe fast wörtlich Rousseaus Gedanken kopiert. Williams Vater hat bei der Erziehung seines Sohnes in dem stillen, abgeschlossenen Tale Wert darauf gelegt, vollständig in ihm den Begriff von Standesunterschieden zu verwischen, indem er sowohl seinen Diener wie einen Gleichgestellten behandelte als auch von diesem das Gleiche verlangte. So hoffte er am besten eine etwa in seines Sohnes Seele aufkeimende Herrschsucht zu unterdrücken. Zu völlig gleichen Anteilen nutzten Herr und Diener den Ertrag ihrer gärtnerischen Tätigkeit, die sie nach Rousseaus Vorschrift ausübten, so dafs William nicht vermuten konnte, dafs er reicher sei als seines Vaters Diener. Der Vater selbst aber hatte bei seinem Sohne vollkommen die Stelle von Rousseaus Hofmeister übernommen und weilte fast stets um ihn, um seine Schritte in der Entwicklung als Mensch zu begleiten und, so oft es nötig war, hindernd und fördernd einzugreifen, aufkeimenden Leidenschaften entgegenzuwirken. Er hatte die Falschheit der Welt kennen gelernt, die ihm, dem Manne mit der natürlichen Herzensgüte, so übel mitgespielt hatte. Vor ihr wollte er seinen Sohn bewahren. William lernte keinen gesellschaftlichen Zwang kennen, wufste nicht, dafs man als Glied der Gesellschaft gezwungen ist, zu gehorchen und sich der Konvenienz zu fügen. In seinem Tale billigte die Natur jedem das Seine

zu, das er nötig hatte, um zu existieren. Hier brauchte er keine wissenschaftliche Bildung, um sich mit ihrer Hilfe vor anderen Menschen einen Vorrang zu sichern, aber eins erwarb er sich dort, wo keine Leidenschaften herrschten: einen feinen Herzenstakt, der ihn befähigte, das kleinste Unrecht zu fühlen, eine aufrichtige Liebe zu allem Guten, einen tiefen Hafs gegen alles Böse. Kein Vorurteil trübte seinen Blick, kein Aberglaube sein Urteil. Die Wahrheit ist sein Lebensideal, mutig bekennt er sie überall, was auch daraus folgt. Dazu kommt noch Gerechtigkeitsliebe und ein gerader offner Sinn. Besonders Wohltätigkeitssinn hat sein Vater in ihm geweckt, er gibt nicht um zu glänzen, sondern es ist bei ihm Naturwendigkeit, der er sich nicht zu entziehen vermag, sobald er ein Unglück sieht. So wird er das Idealbild eines Mannes. Für den Eintritt in die Welt auf diese Weise vorbereitet, bringt ihn der Zufall und sein Trieb, Menschen, die jenseits seines Tales wohnen, kennen zu lernen, zum ersten Male mit fremden Leuten zusammen, unter denen Mädchen, die er bisher noch nie sah, am meisten sein Staunen erregen. Schon in diesem ersten Zusammenstofs mit der Kulturwelt zeigt sich die Verschiedenheit zwischen Natur- und Kulturzustand. In der Szene mit dem Bettler findet er die erste Gelegenheit, seine Wohltätigkeit zu beweisen, sein Mitleidsgefühl für Menschen in Not. Selbstverständlich bringt ihn sein gerader, offner Sinn, mit dem er seine Gedanken, seine Wünsche, ja selbst seine Liebe äufsert, in Konflikt mit den Kulturmenschen, die gewohnt sind, ihre Gedanken zu verbergen. Lafontaine benutzt diese gerade Art des William sogar, um etwas die Lüsternheit seiner Leser mit einer pikanten Szene zu reizen, indem er ihn in seiner Harmlosigkeit bis ins Schlafzimmer seiner Angebeteten vordringen läfst, als sein Herz von Sehnsucht nach ihr entflammt ist. Ein derartiges Motiv mit sinnlichem Einschlag, wozu noch der alte Onkel gehört, der sich freut, wenn er solche pikanten Szenen herbeiführen kann, gefiel dem Dichter so gut, dafs er sich mit der einmaligen Verwendung nicht begnügte, sondern es noch öfter gebrauchte.

Die Hauptkonflikte des Romans jedoch ergeben sich aus dem Verhältnis zwischen William und Fanny. Mit offner Natürlichkeit hat er sogleich beim ersten Zusammentreffen bekannt, wie heifs und innig er Fanny liebt, und wie es sein höchster Wunsch ist, sie möglichst bald sein eigen zu nennen. Da tritt Mary als Streitpunkt zwischen die beiden Liebenden. Sein Mitleidsgefühl für die Not von Marys Eltern hat ihn bewogen, ihnen zu helfen, und noch oft erkundigt er sich nach ihrem Ergehen. Da entwickelt sich zwischen Mary und ihm durch das öftere Zusammentreffen eine Freundschaft, die bei Mary in dem Dankgefühl für den Helfer in der Not, bei William im Mitleid für die Bedrängten ihren Grund hat. Aber Fanny hält diese Freundschaft für Liebe, da William Freundschaft und Liebe in ihren Äufserungen nicht recht zu trennen weifs. Hier kommt er in Konflikt mit der Konvenienz der Welt, die verlangt, dafs ein Verlobter nicht auch andere Mädchen küfst und ihnen sonstige Zärtlichkeiten erweist, sondern die Zeichen seines Gefühls nur allein seiner Braut zuteil werden läfst. Er selbst merkt dies natürlich nicht, er würde es ja in seiner Offenheit sagen, wenn er Mary mehr liebte als Fanny. Darum kann er sich nicht denken, wie Fanny an seiner Liebe zu ihr zweifeln kann. Sie dagegen wird ganz von der Eifersucht beherrscht. Von Natur ist sie gut, aber als durch die auftretende scheinbare Nebenbuhlerin ihr Glück in Gefahr gerät, da überwiegt in ihr die böse Leidenschaft der Eifersucht, und jedes Mittel ist ihr recht, um die Nebenbuhlerin zu beseitigen.

Aber gerade diese ungerechte Handlungsweise führt einen neuen Konflikt mit Williams unbedingter Gerechtigkeitsliebe herbei, die es nicht duldet, wenn man einer Person Unrecht zufügen will. Die Liebenden trennen sich.

In der Zeichnung dieser beiden Personen, deren Psyche so manche Probleme bietet, hat Lafontaine ein nicht unbedeutendes Geschick bewiesen, indem er oft fein die einzelnen Herzensregungungen zur Darstellung bringt, wenn er den natürlichen Herzenstakt mit dem eines Kulturmenschen in Kontrast bringt.

Stets zeigt er, wie in allen Lebenslagen bei dem Helden die natürliche Güte siegt.

Ja selbst in dem Konflikt mit Mary weist William sein Herz den richtigen Weg. Sie verwechselt Achtung und Liebe. Er hat ihren Eltern geholfen, und sie hat eine hohe Meinung von seiner Gerechtigkeitsliebe bekommen, als er mutig für sie eintrat, als Fanny sie beseitigen wollte, ohne sein eignes Glück zu beachten. Sie will ihn dafür belohnen, indem sie ihm aus Achtung ihre Hand schenken will, trotzdem sie einen anderen liebt. Glaubt sie doch, dafs schon Achtung vor dem Gemahl eine Garantie für ein häusliches Glück bildet. Aber auch hier siegt sein gesundes Naturempfinden, er fühlt, dafs diese Handlung für Mary ein Opfer bedeutet, dafs er nicht annehmen darf; deshalb verzichtet er freiwillig.

Zweimal hat demnach Lafontaine seinen Helden mit Mädchen, die in der Kulturwelt und gesellschaftlichen Konvenienz aufgewachsen sind, zusammengeführt, aber beide bedeuten nicht sein Glück. Trotzdem mufs er ihn belohnen für das treue Festhalten an der natürlichen Erziehung, indem er zugleich sein Ideal darin bekundet, eine Ehe zwischen zwei Naturmenschen herbeizuführen, die den Gipfel der Vollkommenheit bilden soll. Er läfst ihn, getreu seinem Vorbilde Bernardin de St. Pierre, nach dem Lande unverfälschter Natur, nach Indien ziehen, wo er sein Glück in der Ehe mit Nahyda findet, deren Erziehung so ganz der seinen gleicht.

Ja selbst eine Anlehnung an das Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars in Rousseaus „Emile“ kann man es wohl nennen, wenn der Paria mit grofsem Wortschwall die Prinzipien seiner Religion erzählt, die auf der Forderung von Duldung, Güte und Liebe aufgebaut ist. Überhaupt legt Lafontaine grofsen Wert darauf, zu zeigen, wie die vollkommene Güte dieses Naturmenschen Paria in allen seinen Worten und Handlungen so klar zum Ausdruck kommt, dafs William sogleich das Empfinden hat: „Hier bin ich in dem Wohnplatze der Natur und der Tugend.“

Noch weit ausgedehnter und ausführlicher bringt Lafontaine in seinem „Sonderling“[1]) die pädagogischen Bewegungen seiner Zeit zur Darstellung. Rousseau hatte starken Einfluſs auf das deutsche Erziehungswesen, seine Ideen wurden vielfach gelobt und als nachahmenswert empfunden. Doch konnte man sich mit der Einzelerziehung durch einen Hofmeister nicht einverstanden erklären, und man begrüſste es besonders freudig, als hier die Philanthropisten einen Ausweg schufen, indem sie Rousseaus Erziehungsgedanken in ihren Schulen und Erziehungsanstalten zur Einführung brachten. Urheber und klassischer Vertreter dieses Philanthropismus war Johann Bernhard Basedow (1723—1790). Er vertrat den Gedanken: „Von bürgerlicher Tugend hängt die Glückseligkeit der Staaten ab. Tugend aber beruht auf Erziehung und Unterricht.“ Im Gegensatz zu Rousseau wollte er jedoch zugleich auch die Kinder zu Menschen, zu Mitgliedern menschlicher Gesellschaft bilden. Zu diesem Zwecke hielt er eine Erziehung zusammen mit anderen Kindern für vorteilhaft, weil sie so besser ihre gegenseitigen Pflichten und Rechte kennen lernten. Daher griff Basedow auch wieder den Gedanken der Pietisten, besonders August Hermann Franckes, auf und verlangte, daſs die Schüler stets unter Aufsicht der Lehrer in Internaten blieben, damit sie nicht zu Hause verwilderten. Helle, groſse Schulräume wünschten Philanthropisten wie Pietisten, in denen „nicht viel, aber mit Lust“ gelernt wird. Neben moralischer Erziehung forderten sie auch körperliche Betätigung durch Gymnastik und Spiel. Für letzteres traten besonders der zweite groſse Philanthrop Christian Gotthilf Salzmann (1744—1811) und Guts Muths (1759—1839), der in Salzmanns 1784 in Schnepfenthal gegründeter Erziehungsanstalt als Lehrer wirkte, ein. Groſses erhoffte die Zeit von diesen Anstalten, selbst Kant blickte hoffnungsvoll in die Zukunft des Dessauer Philanthropinums.

Zu diesen neuen Gedanken über Erziehung nimmt Lafontaine im „Sonderling“ Stellung, und begibt sich sogleich

[1]) Der Sonderling, ein Gemälde des menschlichen Herzens. Halle 1793.

wieder in vollständige Abhängigkeit von den Forderungen dieser neuen Erziehungspläne. Der Held des Romans, Ludwig, wird von seinem Vater zuerst völlig nach Rousseaus „Emile“ erzogen in körperlicher und geistiger Beziehung. Besonders kommt es dem Vater darauf an, ihm eine unzerstörbare Gleichgültigkeit gegen die Menschen zu übermitteln. Er soll die Narrheiten der Menschen kennen lernen, um sie ertragen zu können. Daneben lernt er aber besonders mildtätige Nächstenliebe und das Gefühl der Unabhängigkeit von den Forderungen der Konvenienz, was schon im „Naturmenschen“ beides zur Darstellung kam, den Lafontaine in dieser Beziehung wieder stark benutzte. Bis die Seele genügend erstarkt, bleibt der Unterricht privat, dann erst erfolgt die Entsendung Ludwigs aufs Gymnasium. Hier nun ergeben sich wieder die Konflikte zwischen dem in freier Natur aufgewachsenen Knaben und den Kindern der Kultur. Überall zeichnet sich aber Ludwig durch Gerechtigkeitsliebe und Mitleid mit dem notleidenden Nächsten aus. Er betont, nicht nur gegen Vornehme soll man gerecht sein, sondern besonders gerade gegen Arme und Unterdrückte. Ludwig ist ja zur Menschlichkeit erzogen, er befriedigt nur den Trieb seines Herzens, wenn er Wohltaten erweist, eine Naturnotwendigkeit, der er sich nicht zu entziehen vermag. Nie gibt er wie andere Leute, denen an der Art zu geben fast ebensoviel liegt, wie am Geben selbst. So stellt sich durch derartige Erziehung wieder Ludwig als das Ideal eines Mannes dar, der frei von Leidenschaften seinen Nächsten liebt, der mitleidig und wohltätig ist.

Aus der Gegenüberstellung Ludwigs mit Kulturmenschen entstehen die Konflikte des Romans. An Sellhofs Beispiel wird gezeigt, wie der Kulturmensch meist von Leidenschaften regiert wird. Ihm ist die Liebe zu Marie empörte Sinnlichkeit, die sich immer mehr steigert und schliefslich mit der Verführung der Geliebten endet. Ludwig dagegen huldigt der Anschauung, dafs Liebe in dem harmonischen Zusammenfliefsen der Seelen besteht, indem die Liebenden alles gemeinsam haben, Gedanken, Empfindungen, Wünsche, Hoffnungen, Träume. Solche Liebe

mufs zu einer glücklichen Vereinigung der Liebenden führen, während die Art Sellhofs sie auf ewig trennt. Schärfer sind die Kontraste in dem Verhältnis zwischen Ludwig und Rose herausgearbeitet.

Es ergeben sich vier grofse Konflikte, die stets auf den Gegensatz der Anschauungen zwischen Natur- und Kulturmenschen zurückgehen. Den ersten Konflikt bringt Ludwigs Eintreten für Marie. Hier setzt er sich über den Moralbegriff der Kulturmenschen hinweg, indem er sich Mariens annimmt, die in ihrer grenzenlosen Liebe sich Sellhof ganz hingegeben hat, der sich aber von ihr zurückzieht, als sie schwanger wird. Er bekennt sich als Vater zu dem Kinde, um Marie vor dem Stockhaus zu retten und vor der öffentlichen Brandmarkung als Dirne. Hier beweist er Nächstenliebe. Ihm ist es gleich, wenn er ein Schurke genannt wird, wenn er nur im Herzen fühlt, dafs er es nicht ist.

Das zweite Mal empfindet er Mitleid mit einem im Stich gelassenen Weib, dem er zur rechtmäfsigen Verbindung mit ihrem Geliebten verhelfen will, obgleich dessen Vater aus Standesrücksichten eine Ehe zwischen den Liebenden für unmöglich erklärt. Hier vertritt er den Standpunkt: „Schönheit und Bildung, Talente, ein schönes Herz gleichen alle Standesunterschiede aus“. Im Gegensatz steht er hier zu dem Vater, der die Unterschiede für unüberbrückbar hält.

Der dritte Fall führt ihn mit Dirnen zusammen, die ihn gern verführen würden. Er jedoch, in der Unschuld seines Herzens, das die Lasterhaftigkeit der Welt nicht kennt, hält sie für anständige Mädchen und tritt als ihr Anwalt auf, da er es für Mannespflicht hält, stets dem schwachen Weibe beizustehen.

Durch diesen Schutz, den er den Dirnen gewährt, kommt er gleich noch in einen weiteren Konflikt mit den Ehranschauungen seiner Zeit. Man will ihn durch Beleidigungen zum Zweikampf reizen, aber er hält diesen für Mord und will nicht darauf eingehen, trotzdem er in Waffenführung wohl bewandert ist. Lafontaine versucht hier zwischen innerer und

äufserer Ehre zu scheiden, kommt aber dabei zu Ehrbegriffen, die recht sonderbar klingen.

Durch allerlei Zufälle, die in der Technik dieses Romans liegen, kennt Rose alle diese Konflikte und erfährt auch Ludwigs Stellungnahme zu ihnen. Sie stellt sich mit ihrem Urteil über diese stets auf die Seite der Kulturmenschen und hält wie sie Ludwig für einen Verführer, Mädchenjäger, Wüstling und Händelsucher, von dem sie sich trennt, da sie ihn verachten mufs, ihn, der ihre Liebe nicht verdient. Zu dieser Anschauung haben sie aber nur ihre Erziehung und die Umgangsformen der Kulturwelt gebracht. Sie hat nie gewagt von ihm eine Erklärung zu fordern über die Motive seiner Handlungsweise. Sie war zu höflich, ihm zu erklären, wofür sie ihn hielt, und dies wurde zur Quelle für Mifsverständnisse, zur Quelle ihres Liebesleids. An diesem Beispiel zeigt Lafontaine, dafs eine rücksichtlose Offenheit, wie sie Ludwig von seinem Vater nach Rousseaus Forderung erlernte, erste Bedingung alles Glückes ist.

Bei diesen Konflikten ist zugleich anzuführen, wie stark Lafontaine mit lüsternen Szenen arbeitet. Hatte er im „Naturmenschen“ nur eine derartige Szene, so bringt er sie hier in gröfserer Zahl. Rose sucht als Kind schon Ludwig auf, als er nur mit leichtem Trikot bekleidet auf seinem Bette ruht, und freut sich über seine schönen Körperformen. Sie selbst geht schon am Morgen in nur ganz leichtem Nachtkleide, das deutlich ihre Reize erkennen läfst, im Garten mit Ludwig spazieren. Das sind Szenen, die naiv klingen sollen, weil es Kinder sind, sie haben aber doch sinnlichen Charakter. Selbst Erwachsene treten sich in solchen für die Moral gefährlichen Szenen gegenüber. So wirkt der Besuch Ludwigs in der Nacht bei Hannchen, als diese schon fast völlig entkleidet ist, was Lafontaine mit behaglicher Breite schildert, durchaus sinnlich.

Die bisherigen Ausführungen können wir die negative Seite des Romans nennen, in der in dem Zusammentreffen zwischen Natur- und Kulturmenschen die Verdorbenheit

letzterer gekennzeichnet und ihre Erziehung als falsch abgelehnt wird. Positiv wirken jene Ausführungen, die durch Errichtung eines Philanthropinums eine Änderung herbeiführen wollen. Hier sind Ludwig, sein Vater und die übrigen Freunde tätig, nach den Anweisungen der Philanthropisten die Menschheit durch geeignete Jugenderziehung zu reformieren. Da werden die Knaben in Religion, vaterländischer Geschichte, Arithmetik, Schreiben und Lesen unterwiesen und in dem Garten des Philanthropinums zur praktischen Tätigkeit angehalten. Die Mädchen erhalten die ihnen zukommende häusliche Erziehung im Stricken, Spinnen, Weben und sonstigen weiblichen Handarbeiten, damit sie geschickt zu ihrem künftigen Hausfrauenberufe sind. Feste werden gefeiert, in denen die Tugendhaften und Fleifsigen belohnt werden. Eine derartige Jugenderziehung wirkt veredelnd auf den ganzen Ort, indem die Kinder als Erwachsene die Lehren des Philanthropinums in die Tat umsetzen. Den Höhepunkt dieser Einigkeit bildet das Fest der Eintracht, das Lafontaine am Ende des Jahres feiern läfst, bei dem man still zurückschaut auf das verflossene Jahr, was es gebracht an Freuden, welche Wunden es schlug durch Todesfälle im Familien- und Freundeskreise. Das Vorbild gaben in erster Linie die Feste der Revolution, aber derartige Feiern sind heute noch in manchen grofsen Erziehungsanstalten, z. B. in Schulpforta und in den Franckeschen Stiftungen, unter dem Namen Eccefeier üblich. In dieser Feier wird am Vortage des Totenfestes der Verstorbenen der Schulgemeinde aus dem letzten Kirchenjahr gedacht. Auf solche Weise wurden innere Geisteskultur und Glückseligkeit gefördert. Reinlich und arbeitsam werden die Bewohner, friedlich in der Schenke, frohes Lachen und Scherzen herrscht überall.

Wenn man diese Ausführungen Lafontaines betrachtet, so stellt sich ganz deutlich heraus, wie genau, bis in alle Einzelheiten, er die Gedanken der Philanthropisten in diesem Roman zur Darstellung brachte. Er führt das Leben dieser Bewohner des glücklichen Ortes zu einem guten Ende, sie

werden an Mildtätigkeit gewöhnt, so dafs sie nachher sogar für die Familie ihrer Erzieher sofort eintreten wollen, als diese in pekuniäre Not gerät. Alles dies zeigt, wieviel Lafontaine für die Nation von der aufklärenden Tätigkeit der Philanthropisten erwartete und wie er ihre Bestrebungen dadurch zu unterstützen suchte, dafs er ihre Gedanken in seinen Romanen der grofsen Menge zugänglich machte.

In psychologischer Beziehung hat auch dieser Roman seine Vorzüge. Ludwig ist zwar als ziemlich stagnierender Charakter dargestellt, seine Charakterbildung ist durch die Rousseausche Erziehung fest geprägt. Interessant aber ist das wechselvolle Bild Rosens, bei der zuerst die Eifersucht nur gelegentlich hervortritt, dann aber immer mehr zur Herrschaft gelangt und schliefslich zum Bruch mit dem Geliebten führt. Die schliefslich glückliche Lösung des Konfliktes ist weniger auf psychologische Zergliederung als vielmehr auf Lafontaines Bestreben, alles zu einem glücklichen Ende zu bringen, zurückzuführen.

In seinem dritten Erziehungsroman, „dem Flaming“,[1]) äufsert Lafontaine seine Gedanken über die Erziehung von jungen Adligen und entwirft dabei folgendes Idealbild des Adels, das er für diesen für erstrebenswert hält. Adlige sind gleich wie die Fürsten unabhängige Leute. Sie sind über einen kleinen Kreis von Menschen gestellt, den sie regieren. Gerade aber weil es nur einer kleiner Kreis ist, haben sie die Pflicht, väterlich für ihn zu sorgen. Sie können das ganze Leben und Treiben ihrer Untertanen übersehen, darum müssen sie den Notleidenden unter ihnen mit eigner Hand Wohltaten erweisen und ihnen Unterstützungen zukommen lassen, zu denen sie ihr Reichtum verpflichtet. Der Dank. der ihnen dafür gebührt, ist, das Glück zu empfinden, das die Natur in das Wohltun legte. Gute und gerechte Herrn allein, die bei

[1]) Leben und Taten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming von Gustav Freier. 3 Teile. Berlin 1795—1796. Neue Auflage in 4 Bänden. Berlin 1798.

jeder Handlung das Wohl ihrer Untertanen im Auge haben, deren ideelle und materielle Förderung, werden von den Untergebenen geliebt. Aber zu dieser herrschenden Stellung gehört auch eine umfassende Bildung, die die Welt und ihre grofsen Aufgaben kennt. Bis in alle Einzelheiten mufs der Adlige die Staatsverwaltung verstehen, wenn er imstande sein soll, an ihr Verbesserungen zum Wohl seiner Untertanen vorzunehmen. Nicht eitel darf er von seinen Plänen reden, sondern mufs in der Stille schaffen, bis das Werk vollendet ist, dessen Gröfse den wahren Ruhm des Herrn verkündet, dessen Gedanke es geschaffen hat. So genügt es ebenfalls für einen Adligen nicht, den Stammbaum des Geschlechts vom Vater zu ererben, sondern durch Taten mufs er seine Würdigkeit, Glied des Geschlechtes genannt zu werden, beweisen. Wenn der Adel mit diesen Tugenden noch die Selbstüberwindung verbindet, indem er mit Vernunft und Nachdenken jede noch so gewaltige Empfindung und Leidenschaft überwältigt, ist er wahrhaft seines Namens würdig.

Diesem Idealbild stellt Lafontaine das wirkliche Bild des Adels seiner Zeit gegenüber. Für diese Gegenüberstellung bedient er sich einer neuen Form, der des komischen Romans, den schon andere Schriftsteller seiner Zeit, z. B. Johann Gottwert Müller in seinem „Siegfried von Lindenberg", zur Kritik bestehender Verhältnisse verwendet hatten.[1]) Auch in dieser Form schuf so Lafontaine nichts neues, wenn er einen Adligen Narrheiten begehen läfst und so als komische Figur zeichnet. Aus der Stellungnahme zeitgenössischer Schriftsteller gegen den Adel der Zeit ergibt sich, wie wenig man im 18. Jahrhundert mit diesem zufrieden war, wie man seine Unfähigkeit erkannt hatte, den ihm im Staate durch seinen Stand zugewiesenen Platz auszufüllen. Man suchte auf den Adel reformierend zu wirken, indem man seine Ansichten und Auffassungen von Lebensaufgaben lächerlich machte. Diese Zeit-

[1]) J. G. Müller, Siegfried von Lindenberg, eine komische Geschichte. Hamburg 1779.

strömung machte sich Lafontaine zunutze und schuf in seinem Quinctius Heymeran von Flaming einen derartigen Adligen, der von seinem Vater in den falschen, aber damals traditionellen Anschauungen des Adels erzogen, in alle möglichen Konflikte gerät, als er in der Schule des Lebens sich den wahren Aufgaben des Adels gegenübersieht.

Der Vater hat ihn angehalten, sich für Turniere und Stammbäume zu interessieren, im Reiten, Tanzen und Fechten seine Hauptaufgaben zu sehen, wissenschaftliche Bildung aber zu vernachlässigen. So nur kam er auf den Gedanken, eine Keltentheorie auf lauter Äufserlichkeiten, wie Haarfarbe, aufzubauen, eine neue Staatsverfassung schaffen zu wollen ohne Kenntnis der bestehenden, eine Weltgeschichte zu schreiben, ohne den Charakter der zu schildernden Persönlichkeiten zu kennen, weil ihm jeder Sinn für gründliche wissenschaftliche Bildung fehlte; über sie mufs aber auch jeder Adlige verfügen, wenn er ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein und zu solchen Fragen Stellung nehmen will.

Seine Leidenschaften hat er nicht zu zähmen gelernt, sie bringen ihn in Konflikt mit seinen Untertanen und führen ihn zur Ungerechtigkeit, wenn er im leidenschaftlichen Eifer, seine Keltentheorie zum Siege zu führen, die begünstigt, die äufserlich seinem Ideal entsprechen. Mit dieser Ungerechtigkeit verliert er den Ruf, ein guter und gerechter Herr zu sein.

Einen weiteren Konfliktspunkt bildet seine Stellung zur Liebe. Er liebt aus Eitelkeit, da „Plato die Liebe für das Zeichen eines grofsen Mannes erklärt“. Herzensneigung glaubt er hintenan stellen zu können, da man bei seiner Unterweisung Herzensbildung unterlassen hat. Da ihm wahrer Herzenstakt fehlt, kann er in seinem Verhältnis zu Iglou nicht zwischen Liebe und Dankbarkeit unterscheiden. Ihr verdankt er sein Leben, und dieses Gefühl des Dankes hält er für Liebe, denn er kennt nicht die Zuneignung, die entsteht aus der Verwandtschaft zweier Herzen, die sich gegenseitig schätzen und nur darauf achten, gleiche Tugenden eines edlen Menschen

zu haben und bereit zu sein, alles zu opfern, wenn man damit eine dauernde Vereinigung mit der Geliebten erreichen kann.

Schliefslich sind noch Standesunterschiede geeignet, den jungen Flaming in Verwicklungen zu führen. Ihm ist vom Vater eingeprägt, dafs der Adel nur dadurch seine bevorzugte Stellung durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt hat, dafs er Mifsheiraten vermied, indem nur gleichwertige Geschlechter sich miteinander verbanden und so eine hervorragende Nachkommenschaft aus diesen Edelmenschen hervorging. Lafontaine erklärt dies für falsch und zeigt, indem er den Quinctius später Iglou heiraten läfst, dafs nach seiner Ansicht innere Werte und Vorzüge die äufseren der Geburt übertreffen.

Diese ganzen Forderungen zur Adelserziehung fufsen ebenfalls im Grunde auf denen, die Lafontaine bereits in seinen ersten beiden Erziehungsromanen auf Grund der Lehren Rousseaus und der Philanthropisten aufgestellt hat.

Psychologisch gut getroffen sind in diesem Roman die feinen Unterscheidungen der Liebe und Dankbarkeit in dem Wesen der Personen. Fein beobachtet und dargestellt ist auch die Entwicklung der Liebe zwischen Käthe und Lissow, die freilich in sein Lieblingsgebiet schlägt. Sie entsteht aus Kinderfreundschaft, ohne dafs sie sich der Regungen des Herzens zuerst bewufst sind, allmählich lernen sie auch auf diese achten, und sie entdecken, dafs das Gefühl, das ihre Seelen verbindet, Liebe ist, die dann immer mehr erstarkt, bis sie nicht mehr voneinander lassen können.

Andererseits kann aber Lafontaine wieder nicht ohne einige Lüsternheit auskommen. Flamings Liebe, die ihn nach Ovids „Ars amandi“ in das Schlafzimmer zu der dort ruhenden Geliebten führt, hat stark sinnlichen Einschlag. Ebenso die Schilderung, wie Iglou die Nächte in Flamings Schlafzimmer zubringt. Der Versuch, diese lüsternen Szenen aus Naivetät und sklavischen Gewohnheiten Iglous entstanden zu erklären, ist wohl wenig gelungen. Um so sonderbarer klingt es dann, wenn Lafontaine die Sinnlichkeit für die schrecklichste

Leidenschaft erklärt, die zu jedem Verbrechen fähig ist, und wenn er seiner Verachtung wollüstiger Menschen in grofsem Wortreichtum Ausdruck verleiht.

5. Historische Romane.

Als ein Schriftsteller, der lebhaftes Interesse für die Fragen des Tages bekundete, zu denen er in seinen Werken Stellung nahm, war Lafontaine bereits da aufgetreten, als es galt, zu den Umwälzungen sich zu äufsern, die das Auftreten Rousseaus in dem ganzen Erziehungswesen hervorgerufen hatte. Sie hatten ihm zu seinen pädagogischen Romanen Veranlassung gegeben. Nicht minder interessierten ihn die politischen Ereignisse, die sich in Frankreich seit 1789 abspielten und ihre Schatten auch auf die anderen Staaten warfen. Mit gespanntem Blick verfolgte die ganze gebildete Welt diese Kämpfe des französischen Volkes; Lafontaine selbst hatte Gelegenheit, sie und ihre Folgen aus nächster Nähe beobachten zu können, als ihn 1792 seine Stellung als Feldprediger zwang, an der Kampagne in Frankreich teilzunehmen. Diese Vorgänge, besonders seine Beobachtungen des Lebens der Emigranten in Koblenz, veranlafsten ihn, in Romanen seine Ansichten über die Wünsche des französischen Volkes über Revolution und Freiheit auszusprechen. Den ersten dieser Zeitromane nannte er „Rudolph von Werdenberg“.[1]) In diesem Roman zeigt sich ganz deutlich, dafs er nur die Ereignisse des Tages im Auge hatte. Trotzdem wagte er es nicht, ihn in die Gegenwart zu verlegen, nannte ihn „eine Rittergeschichte aus der Revolutionszeit Helvetiens“ und liefs ihn im 14. bis 15. Jahrhundert spielen. Es ist nicht recht erklärlich, was ihn zu dieser Verschleierung veranlafst hat, da man im Ausgang des 18. Jahrhunderts ziemlich frei politische Meinungen äufsern konnte, ohne Verfolgung befürchten zu zu müssen. Vielleicht war es sein Bedenken, Namen be-

[1]) Rudolph von Werdenberg, eine Rittergeschichte aus der Revolutionszeit Helvetiens. Berlin 1793.

kannter Persönlichkeiten der französischen Revolution nennen und ihren Charakter zeichnen zu müssen.

Wie in allen seinen Romanen, so hatte er auch für diesen seine Vorbilder, denen er sich getreulich anschlofs. Auf dem Feldzuge nach Frankreich hatte er, wie Gruber bezeugt,[1]) stets die Werke von Johannes von Müller bei sich, deren Lektüre er sich gern widmete. Ihm entlehnte er den Vorwurf zu seinem Roman. Er bot ihm nicht nur Namen und Charakter des Titelhelden, sondern auch die Mehrzahl der übrigen Personen, wie eine Vergleichung mit dem 3. Teile von Müllers „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" zeigt.[2]) In diese Zeit verlegt Lafontaine seinen Roman, indem er sich zugleich die Beliebtheit zunutze macht, der sich gerade damals Rittergeschichten erfreuten. Nach dem Erscheinen von Goethes „Götz von Berlichingen" 1773 waren ähnliche Stoffe stark in Aufnahme gekommen, insbesondere wurden sie gern dramatisiert, so durch Klinger („Otto, ein Trauerspiel", Leipzig 1775), von Törring (Agnes Bernauerin, ein vaterländisches Trauerspiel, München 1780) und andere.[3])

Im Rudolph von Werdenberg bringt Lafontaine am schärfsten seine Ansichten über die Revolution zum Ausdruck. Er bezeichnet die Geschichte der Schweiz und der Revolutionen in deren einzelnen Staaten als das beste Beispiel für Gesetzesverfassungen.[4])

Gemäfs seiner stets geübten Tendenz stellt Lafontaine auch hier die Annehmlichkeiten des stillen häuslichen Lebens am höchsten, da dieses keine Gesetze nötig hat. Durch die festen Bande des Blutes sind die einzelnen Familienmitglieder miteinander verbunden, Liebe und Natur und gegenseitige

[1]) Gruber a. a. O. S. 241.

[2]) J. v. Müller, Sämtliche Werke. 21. Teil. Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, 3. Teil. Vom Aufblühen der ewigen Bünde. Tübingen 1816. S. 220ff.

[3]) Vgl. O. Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Strafsburger Quellen und Forschungen Heft 40, Strafsburg 1880.

[4]) Rudolph von Werdenberg, Vorbericht S. 1.

Dankbarkeit sind hier die Gesetze, die jeder heilig hält. Für einen Staat dagegen hält er Gesetze für unbedingt erforderlich, da Gesetzlosigkeit das gröfste Übel ist. In einem Staate, in dem Ungebundenheit herrscht, wo jeder das tut, wozu er die Kraft in sich verspürt, wo er alles tut, weil er alles kann und darf, da ist es schlimm bestellt, denn ein Volk ohne Gesetze ist nur ein zusammengewürfelter Haufen, den der Zufall zusammenführte und auch ebensoschnell wieder trennen wird. Er glaubt nicht, dafs die Menge, wie es die französische Revolution tun wollte, Gesetze geben kann. Entweder sind sie von der Zeit allmählich als Brauch eingeführt, oder ein Besserer, ein Mächtigerer hat sie gegeben. Wenn sich aber dann ein Volk einem Mächtigeren fügt, der es beherrscht dann ist es auch der berechtigte Wächter für die Wahrung der Gesetze, und es ist natürlich, wenn es Übergriffe seines Herrschers zu verhindern sucht. Die Liebe des Volkes ist die stärkste Stütze für alle Regierungen; wenn ein Regent sie zu gewinnen versteht, dann wird stets Ruhe und Frieden herrschen. Wenn jedoch ein Fürst es wagen wollte, die Rechte, die das Gesetz den Untertanen gab, anzutasten und sich stolz über sie hinwegzusetzen, dann ist das Volk berechtigt, zur Revolution zu greifen. Sie ist ihm eine Notwendigkeit, um sich vor Unterdrückung zu bewahren. So oft hatten ja die Fürsten Veranlassung zu Klagen gegeben durch harte Bedrückung ihrer Untertanen, durch Ungerechtigkeiten und dadurch, dafs sie deren Töchter zum Ziel ihrer Wollust machten. In diesem Falle ist es gerecht, das Volk zur Befreiung aufzurufen, doch müssen Gewalttätigkeiten vermieden werden. Die französische Revolution zeigte deutlich, wohin empörte Volkswut führt, die, einmal entfacht, vor keiner Greueltat zurückschreckt.

Der berechtigten Revolution stellt Lafontaine die unberechtigte gegenüber, die nur Freude am Vernichten, am Auflösen der Gesetze findet und nicht durch Übergriffe der Machthaber entfacht ist. Befreiung vom Gesetz ist das gröfste Elend für ein Volk, und darum mufs es mit Gewalt

daran gehindert werden, denn jedes Zeitalter hat seinen Grad von Freiheit, den es vertragen kann. Die wahre Freiheit beruht auf Geistesfreiheit, diese mufs immer eindringlicher gefördert werden, nur so wird das Volk zur Freiheit reifer. Für die ferne Zukunft hofft Lafontaine auf diese Höhe der Freiheit zu kommen. Zeiten müssen nach seiner Ansicht anbrechen, wo die Fürsten es für ihren höchsten Triumph halten, Beschützer der Gesetze, Väter edler, tugendhafter Völker zu zu sein, und der Weg zu diesem Ziel ist immerwachsende Wahrheit. „Die Vernunft zeugt die Freiheit, Freiheit stärkt wieder die Vernunft, und die stärkere Vernunft bringt dann wieder eine bessere Freiheit hervor.“ [1]) So wird das Volk allmählich zu einer Idealhöhe der Freiheit kommen. Dies ist die Stellung, die Lafontaine in diesem Roman zur französischen Revolution einnimmt, in den übrigen Ausführungen wandelt er in den altbekannten Bahnen.

Die Hauptperson, Rudolph von Werdenberg, führt er in die mannigfaltigsten Konflikte, in denen sein Seelenleben und seine Anschauungen geläutert werden.

In dem einen Konflikt handelt es sich um Tugend und Ruhm. Rudolph will nur das Gute um des Ruhmes willen tun, da er den Ruhm für den natürlichen Lohn der Tugend hält. Er will nicht den Samen des Guten, den er ausstreut, dem Zufall überlassen, sondern Wohltaten der Ernte wegen üben. Durch mannigfaltige Schicksalsschläge und durch Belehrung durch den frommen Mönch wird er schliefslich zur Einsicht gebracht, dafs man das Gute nur um seiner selbst willen tun müsse.

Als Trennungsmotiv ergibt sich für ihn in seiner Liebe zu Marie der Kampf zwischen Ehrgeiz und Liebe. Sie will ihm nur angehören, wenn er mit einem Leben in stiller Einsamkeit, fern von den Kämpfen der Welt, mit ihr allein zufrieden ist. Er aber wird immer wieder zu Taten angespornt, zu denen ihn sein Ehrgeiz, der Wunsch Lorbeer

[1]) Rudolph von Werdenberg S. 199 ff.

zu erringen, antreibt. Er selbst zwar meint, eigentlich nur für den Sieg der guten, gerechten Sache, deren Unterdrückung er als Edelmann nicht glaubt dulden zu dürfen, ins Feld zu ziehen und will sich nicht selbst zugestehen, dafs er nur auf den Kampfplatz tritt, um für eignen Ruhm zu streiten, sich ein ehrendes Gedächtnis in der Weltgeschichte zu sichern. Endlich sieht er ein, dafs die Liebe höher anzuschlagen ist als der Ruhm.

Auch die alte Verwechslung zwischen Freundschaft und Liebe tritt wieder auf den Plan. Freundschaft scheint zuerst nur die Kinder zu verbinden, bis sie schliefslich merken, dafs es die reine, unschuldige Liebe ist, die ihr Herz umfangen hält, die sie von jeder wilden Begierde läutert und zu sanften, gefühlvollen Menschen macht.

Stärker tritt alsdann wieder die Behandlung von Standesunterschieden hervor, die Rudolph in Gegensatz zu dem Adel seines Landes bringen, der als selbstverständlich verlangt, dafs ein Adliger nur ein ebenbürtiges Weib heiraten darf. Er jedoch setzt sich über diese Anschauung ohne weiteres hinweg, indem er die Liebe, die gegenseitige innige Zuneigung und die Beschaffenheit des Herzens der Geliebten für das einzig Ausschlaggebende erklärt. Ja soweit treibt ihn sogar sein Verlangen, dem Volke ein Helfer zu sein, dafs er freiwillig auf alle Standesvorteile verzichtet, sich dem Volke gleichstellt, um als ihr Gefährte ihr Führer zu sein. So hofft er am besten ihr Zutrauen zu seinen edlen Plänen zu gewinnen. Als höchstes sittliches Gut für einen Menschen steht Lafontaine auch hier die Menschlichkeit vor Augen. Zur Menschlichkeit, zur Duldsamkeit und zum Mitleid mit den Fehlern der Menschen soll schon die Jugend erzogen werden, darin soll sie sich stets üben, und wenn sie erwachsen ist, diese höchste Anforderung, die an den Menschen gestellt wird, nie vergessen. Adel wie Bürgerstand hält er in gleicher Weise verpflichtet, sich eine gute Ausbildung des Geistes und Körpers zu verschaffen, wie er es bereits in seinen pädagogischen Werken gefordert hatte. Wenn der Adel auszieht zu kriegerischen Taten, dann darf er nicht streiten

für eignen Ruhm, sondern mufs für Menschenglück, als ein Beschützer und Retter der Unglücklichen auftreten.

Zahlreich sind die Szenen, die nur ihres rührenden Charakters wegen eingeschaltet sind. Verschiedentlich wird das Bild der einst so stolzen Ritterfamilie gemalt, die nun, von der Volkswut besiegt, mit nur geringer Habe von dannen zieht und ein Bild der Vergänglichkeit irdischen Glücks sein soll. Umschwung in der Gesinnung starrer, kalter Herzen wird bewirkt durch plötzliche Todesfälle derer, die ihnen persönlich am nächsten standen. Aber selbst die alles vergessende und vergebende Nächstenliebe ist nicht übersehen, wenn Gertrud dem Verführer alles verzeihen will, was er ihr Böses tat, wenn er nur ihren gefangenen Vater wieder freigibt, und wenn die beiden Werdenberge, die so oft versuchten, sich gegenseitig zu vernichten, doch endlich zur Versöhnung kommen, um gemeinsam Gutes zu wirken.

Merkwürdig erscheint es, dafs Lafontaine in diese Behandlung der französischen Revolution, deren Wirkung er schon in dem Familienleben sich spiegeln läfst, noch im zweiten Teil des „Werdenberg“ ein Zeitereignis einschaltet, indem er Rudolph mit dem Greis zusammenführt, der ihn durch seine Betrügereien von dem Pfade der Tugend ablenken will. Lafontaine nimmt in dieser romantischen Szene, die voll ist von Geisterspuk, Stellung zu dem Auftreten des berühmten Abenteurers Cagliostro (1743 — 1795), der durch seine Schwindeleien, die er mit Hilfe seiner Frau, einem Wesen von berückender Schönheit, vollbrachte, etwa von 1770—1786 die ganze Welt in Staunen versetzte, Freimaurerlogen nach eigenem System, das er das ägyptische nannte, gründete und namentlich bei Frauen ungeheures Ansehen genofs. Literarisch wurden Leben und Taten dieses Cagliostro eifrig behandelt. Schillers „Geisterseher“ (1787) und Goethes „Grofskophta“ (1791) entnehmen bekanntlich seinen Abenteuern den Stoff, sind sich auch beide gleich in der Tendenz, die Taten dieses unheimlichen Grafen für nichtige Schwindeleien zu erklären. Beide Werke hat Lafontaine sicher gekannt, denn es zeigt sich,

wie seine Beschreibung mit der Goethes und Schillers viele Gleichheiten aufweist, namentlich in den geheimnisvollen Szenen, in denen die Geister der Verstorbenen zitiert werden und sonstiger Hokuspokus uns umgibt. Dagegen ist die Greisengestalt mit ihrem vertrauenerweckenden, ehrwürdigen Wesen, in die Lafontaine den Schwindler kleidet, seine eigene Erfindung.

Mit dieser Einschaltung des ganzen Zauberspukes, den Lafontaine im weiteren Verlauf der Darstellung aufdecken läfst, stellt er sich Schulter an Schulter mit der aufgeklärten Geistlichkeit seiner Zeit, die energisch zu Felde zog gegen hysterische Frauen und gegen die Schwindler, die durch mystische Handlungen sich eine höhere Weisheit aneignen wollten. Cagliostro hatte auf sein Programm geschrieben, er wollte die Gläubigen durch physische und moralische Wiedergeburt zu höherer Vollkommenheit führen. Auf weiche Gemüter machte dies Zauberwesen einen tiefen Eindruck. Es war eine frühromantische Erscheinung, gegen die sich die Rationalisten mit aller Kraft wandten, indem sie den ganzen Spuk ablehnten und energisch bekämpften. Trotzdem ist die Romantik aus diesem Kampf als Sieger hervorgegangen, nachdem sie die mystische Form mit neuem, tiefem Gehalt erfüllt hatte.

Hatte Lafontaine im „Rudolph von Werdenberg“ besonders über die Berechtigung der französichen Revolution gehandelt, so brachte er bereits im nächsten Jahre die Zeitgeschichte von einem ganz anderen Gesichtspunkte zur Darstellung. In der „Klara du Plessis“[1]) kommt die Tendenz Lafontaines zum Ausdruck, die grofsen zeitgeschichtlichen Ereignisse in seiner Behandlung stärker noch als bisher zurücktreten zu lassen und mehr ihre Wirkung in einer einzelnen Familie zu zeigen, wie sie hindernd und fördernd in das Leben eingreifen, eine

[1]) Klara du Plessis und Klairant, eine Familiengeschichte französischer Emigrierten. Von dem Verfasser des Rudolph v. Werdenberg. Berlin 1794.

Bestrebung, aus der sich allmählich der Familienroman entwickelte. Betont er doch in der Einleitung zu diesem Roman, dafs er besonderen Wert darauf lege, in ihm unbedeutende Begebenheiten des häuslichen Lebens zu schildern, die durch Liebe und Freundschaft rührend werden. Trotzdem er gewissermafsen mit diesen Worten die Tendenz des Romanes festlegt, fehlt es diesem nicht an Bildern aus den politischen Kämpfen und Wirren, die der Gegensatz zwischen Adel und dem dritten Stand in Frankreich hervorrief. In dem Vikomte, dem Prior und Klairant treten uns die drei Stände, Adel, Geistlichkeit und dritter Stand deutlich in ihren Bestrebungen entgegen. Der Verlauf der Revolution wird alsdann in seinen Hauptetappen: Ringen des Bürgertums um Gleichberechtigung und um Beseitigung der Vorrechte des Adels, Aufhebung des Adels, Greueltaten der Menge, die im Königsmord und vollkommener Anarchie ihren Höhepunkt erreichen, geschildert, um noch einmal die Wahrheit des Satzes zu zeigen, den Lafontaine bereits im „Rudolph von Werdenberg“ aussprach: „Gesetzlosigkeit ist der schlimmste Zustand für einen Staat!“ Der Hoffnung wird dabei Ausdruck gegeben, dafs die Nation in der Anmafsung der Parteien doch endlich die goldene Mittelstrafse für ein gesundes Staatswesen finden werde. Fein beobachtet ist in diesem Roman das Leben, das der geflohene französische Adel in Deutschland führte. Noch vollständig von den Vorurteilen seines Standes erfüllt, wollte er nicht einsehen, dafs seine Vormachtstellung vorüber war. In Saus und Braus wurde gelebt, als ob noch immer die Untertanen ihnen die leeren Beutel wieder reichlich füllen müfsten; sie vertändelten ihre Zeit mit Liebesabenteuern, statt sich der hohen Aufgaben bewufst zu werden, vor die sie durch die Aufhebung des Adels gestellt wurden. Diese erhabene Stellung, in die sich der Adel noch immer hineinträumte, kommt am deutlichsten in dem Hauptproblem des Romans zum Ausdruck, in der Behandlung der Standesunterschiede.

Klairant, der Pächterssohn, und Klara, die vornehme Adlige, sind die Opfer der Standesvorurteile des Vikomte du Plessis,

der es geradezu als persönliche Beleidigung empfindet, wenn jemand es wagt, ihm den Vorschlag zu machen, in eine Vereinigung der beiden Liebenden zu willigen. Er ist der alte stolze Adlige, der die Bestrebungen des dritten Standes nach Gleichberechtigung verwünscht, während die jüngere Generation überhaupt nur dem Zuge des Herzens, ohne Rücksicht auf Stand, folgen will, da es ihr genügt, wenn jemand nur ein edler Mensch ist, sollte ihm auch der armselige Titel fehlen. Interessant ist es nun, wie Lafontaine sich mit diesem Problem abfindet und dabei über sein grofses Vorbild Rousseau hinausgeht. Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ stellt das gleiche Standesunterschiedsproblem, auch in ihr will Julies Vater nie eine Vereinigung mit Saint Preux zugeben. Lange Zeit hofft Julie durch die Treue, mit der sie an dem Geliebten festhält, des Vaters starres Herz zu rühren. Schliefslich mufs sie doch einsehen, dafs ihr Bemühen vergeblich ist. Nun stellt sie die Kindesliebe höher als die Liebe zu St. Preux; nie will sie einwilligen, das Vaterhaus heimlich zu verlassen, um dem Geliebten ganz anzugehören. Sie weifs, dafs sie durch das Gebot ihres Vaters, einen Standesgenossen zu heiraten, unglücklich wird, trotzdem will sie an den heiligen Familienbanden festhalten und sich dem Willen des Vaters, der Familie, unterwerfen. Demgegenüber vertritt Lafontaine das alleinige Recht des Herzens.

Er steht auf dem Standpunkte, den in gleicher Weise Iffland und Kotzebue in ihren Werken zur Darstellung brachten: „Der Vater hat kein Recht über die Hand der Tochter und ihre Liebe!“ Sie allein, ihr Herz ist das ausschlaggebende, und wenn sie ihr Glück nicht im Schofse ihrer Familie finden kann, dann ist sie berechtigt, das Vaterhaus zu verlassen, um dem Geliebten zu folgen, wohin es auch sei, ohne Rücksicht auf ihre Familie. So lehnt Lafontaine entschieden jeden Standesunterschied bei der Vereinigung zweier Liebenden als unwirksam ab und verkündet das Recht des Herzens. Dann allein ist es die wahre Liebe, wenn sie in dem wunderbaren Zusammenfliefsen der Seelen besteht, sie allein sichert Glück, aber nicht die Vereinigung von Standesgleichen.

Am schärfsten ist in diesem Roman die Liebe zwischen Klara und Klairant gezeichnet, der die verschiedensten Hemmungen in den Weg treten. Technisch geschickt ist es dargestellt, wie öfter die Liebenden einer Vereinigung ganz nahegeführt werden, von der sie dann nur ein Versäumnis trennt. Schon längst hat die Mutter bemerkt, wie es um ihre Tochter steht, aber in dem Augenblick, wo sie klar und deutlich die reine Liebe Klairants zu ihrer Tochter gelegentlich der Theateraufführung sieht und in ihrer Rührung sicher bereit gewesen wäre, beider Herzenswahl zu unterstützen, da versäumen sie es, sie zur Vertrauten ihrer Liebe zu machen. Eine andere Gelegenheit bietet sich, als der Vikomte nur durch das beherzte Eingreifen Klairants vor der Wut des Volkes, das sein Schlofs plündern will, geschützt wird. In dieser Notlage des Vikomte will der Liebhaber nicht von ihm die Einwilligung zur Hochzeit mit Klara erpressen, da er hofft, dafs er sie am nächsten Tage freiwillig selbst geben wird. Er sieht sich aber in seinem Grofsmut bitter getäuscht, denn der Vikomte entfernt seine Tochter, um auf diese Weise eine Vereinigung zu verhindern.

Aber nicht nur von der Aufsenwelt ergeben sich Hinderungsgründe für die Vereinigung der Liebenden, auch zwischen ihnen selbst entstehen innere und äufsere Hemmungen. Als innere Hemmung führt Lafontaine wieder die Eifersucht ins Feld. Klara läfst sich durch einen Brief in den Glauben versetzen, Klairant wäre ihr untreu geworden und wolle eine reiche Witwe freien, schon als er nur kurze Zeit von ihr getrennt ist. Da regt sich ihre Eifersucht; sie will ihm zeigen, dafs er ihr ganz gleichgültig ist und stürzt sich in das Gesellschaftsleben, um ihn in dessen Strudel zu vergessen. Erst als er sie so sieht und ihr unvermutet entgegentritt, merkt sie, wie treu er ihr war und wie bitter unrecht sie ihm mit ihrer Eifersucht getan hatte.

Einen weiteren Widerstandspunkt bildet Klaras Kindesliebe. Treu ist sie ihren Eltern ergeben, und in dem Augenblick, als ihr der Vater mit Tränen im Auge entgegentritt

und ihr erklärt, dafs es von ihr abhänge, ob er gerettet werde oder untergehen müsse, da siegt bei ihr die Kindesliebe. Sie verläfst den Geliebten, um die Eltern zu retten. Sie hat ein weiches, gefühlvolles Herz, dafs sich durch eine rührende Szene leicht umstimmen läfst. Damit trifft sie ganz die Stimmung, die in Rousseaus sentimentaler, überschwänglicher Art diesen Roman ganz beherrscht. Ihre Briefe, die sie mit Klairant wechselt, atmen dieselbe Überschwänglichkeit des Gefühlslebens, die in Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ in dem Briefwechsel zwischen Julie und St. Preux zum Ausdruck kommt, diese sentimentale Art, die sich gern von dem Getriebe der grofsen Welt zurückziehen möchte, um in völliger Weltabgeschiedenheit ein stilles häusliches Glück zu gründen.

Nicht minder zahlreich sind die äufseren Hemmungen. In dem Überschwang ihres Gefühlslebens verstehen sich oft die Liebenden in ihren Briefen nicht, und solche Mifsverständnisse führen zu erregten Briefen, in denen sie sich gegenseitig der Untreue zeihen und sich das Herz schwer machen mit unberechtigten Vorwürfen. Klairant hört, dafs der Vater einen Gatten für seine Tochter gefunden hat und nun befürchtet er bei jedem Wort, das sie ihm schreibt, eine versteckte Absage an ihn läge zugrunde.

Endlich sind sich die Liebenden einig, dafs die Eltern kein Recht haben, dem Glück ihrer Kinder hindernd in den Weg zu treten, und Klara ist bereit, mit dem Geliebten zu entfliehen, dem sie ihren Fluchtplan mitteilt: da schaffen die politischen Verhältnisse einen neuen Trennungsgrund. Klairant darf Frankreich nicht verlassen, wenn er nicht für einen Feind des Vaterlandes gehalten werden will, darum kann er die Geliebte nicht holen, sie aber verzweifelt, da sie erneut bei ihm Untreue vermuten zu müssen glaubt.

Als dann bereits eine heimliche Ehe zwischen beiden geschlossen ist, da tritt noch einmal der Adelsstolz des Vaters zwischen das junge Glück, er macht beide unglücklich und verschuldet den Tod seiner Tochter. Sie siecht langsam dahin, und als er schliefslich, um sie zu retten, doch Klairant herbei-

ruft, ist es zu spät. Trotzdem wird ihr wenigstens noch die Freude zuteil, in des Geliebten Armen zu verscheiden.

In psychologischer Hinsicht arbeitet Lafontaine wieder nach seiner alten Gewohnheit, indem er Liebende sich oft über ihre Gefühle täuschen läfst. Zuerst hat nur Sinnlichkeit die beiden Menschenkinder zueinander hingezogen, und Unbesonnenheit hat sie zusammengebracht. Noch ist die wahre Liebe nicht in Klaras Herz eingekehrt, denn ihr Gefühl für Klairant ist nur befriedigte Eitelkeit. Sie ist stolz, eine Seele zu kennen, die ihr treu ergeben ist, und dies Gefühl allein bewegt sie, trotz des Widerstandes der Eltern fest zu ihm zu halten. Ein derartiges Verhältnis wird aber nur bei täglicher Wiederholung bestehen können und erlischt, sobald die beiden getrennt werden. Erst da, als die wahre Liebe einzieht, können sie auf eine Erfüllung ihrer Herzenswünsche hoffen, denn diese Liebe ist über Zeit und Raum erhaben, da sie in dem Zusammenfliefsen der Seelen besteht.

Natürlich kommt Lafontaine bei der Entwicklung dieser Liebe nicht ohne Unwahrscheinlichkeiten aus. Seltsam ist es sicher, dafs der Vikomte so lange Zeit nichts von dem Verhältnis merkt, das sich zwischen seiner Tochter und dem Pächterssohn entwickelt hat.

Sonst aber nimmt „Klara du Plessis“ in technischer Beziehung eine hervorragende Stellung ein. Zum ersten Male bringt er in der Komposition die Technik des Parallelismus zur Anwendung. Klairant sowohl, wie du Plessis' Sohn entschliefsen sich, als Soldat dem Vaterland ihre Dienste zu weihen, dieser, um dem Adel wieder zu seiner damaligen Stellung zu verhelfen, jener, um die neue Verfassung zu verteidigen, die er als treuer französischer Bürger beschworen hat. Es ist Lafontaine gelungen, die Stimmung der Angehörigen beider Teile zum Ausdruck zu bringen, als sie zum Kriegsdienst sich bereit erklären.

Rousseau, den er so gern als Vorbild benutzte, und Goethe gaben ihm ebenfalls ein neues technisches Mittel. Zum ersten Male bezeichnet er sich in diesem Romane nicht als dessen

Verfasser, sondern nur als Herausgeber, dem Klairant einst die Geschichte seines Liebesleids erzählte, die er nun getreulich seinen Lesern übermittelt, damit sie Anteil an den rührenden Empfindungen haben. Um dieses noch glaubwürdiger zu machen, schaltet er sogar französische Verse ein und sonstige französische Zitate, von denen er oft behauptet, sie nicht zu verstehen und nicht in deutscher Sprache wiedergeben zu können. Es wird schwer festzustellen sein, ob er selbst der Schöpfer dieser französischen Verse ist, oder ob er sie einem Schriftsteller entlehnte; das eingestandene Unvermögen, sie übersetzen zu können, ist jedoch sicher nur ein technisches Mittel, die Glaubwürdigkeit seiner Angabe, er sei nur Herausgeber dieser Erinnerungen, zu verstärken.

In der Stimmungs- und Naturschilderung hat er einige wirksame Szenen. Bemüht er sich doch, in die Schilderung der Rheinreise Klaras seine persönlichen Erinnerungen hineinzuarbeiten, die er von Deutschlands schönem Strom, von seinen lieblichen Tälern und den weinumrankten Höhen in sich trug.

Als zeitgeschichtliche Eigentümlichkeit ist hier noch einzufügen, dafs aufser der „Klara du Plessis“ noch ein zweites Werk existiert, betitelt: „Graf Vallmont oder die Familie auf der Flucht“[1]), das genau dieselben Ereignisse wie die in der „Klara du Plessis“ erzählt. Nur sind die Namen der Hauptheiden Klara und Klairant in Louise und Duval geändert und der Vikomte erscheint in der Gestalt des Grafen Vallmont, während die übrigen Personen ihren alten Namen beibehalten. Sonst ist die Geschichte die gleiche, nur ist sie durch Weglassen unwichtiger Szenen etwa auf die Hälfte der Seitenzahl gekürzt. Da als Erscheinungsort Wien und Prag angegeben ist, geht man wohl nicht fehl, wenn man das Werk für einen unerlaubten Nachdruck erklärt, da es kaum anzunehmen ist, dafs Lafontaine beabsichtigte, seine Leser durch Änderung des Titels in den Glauben zu setzen, ein neues Werk vor sich zu haben

[1]) Graf Vallmont oder die Familie auf der Flucht. Wien und Prag bei Franz Haas 1804.

und sie des pekuniären Vorteils wegen zum Kauf des Grafen Vallmont zu veranlassen.

Mehrere Jahre waren bereits seit der französischen Revolution verflossen, als Lafontaine seinen nächsten Zeitroman „Saint Julien“ schuf.[1]) Eine bedeutende Wandlung hatte sich in dem Dichter in der Behandlung des Revolutionsstoffes vollzogen. Bereits in der „Klara du Plessis“ hatte er die Geschichte mehr in das Familienleben projiziert, noch deutlicher tritt in „Saint Julien“ diese Absicht zutage. Es sind nicht grofse historische Prinzipien, deren Kampf uns hier vorgeführt wird, nicht handelt es sich um die Gegensätze zwischen Adel und Bürgerstand, nein, die Geschichte verwandelt sich in Privatfreundschaften und Feindschaften, mit denen die Revolutionsereignisse nur äufserlich zusammenhängen. Im Grunde ist es nur die Bewerbung von Sassemont und Borde um Anne, die Tochter Saint Juliens. Aus ihren Bemühungen um dieses Mädchen, mit erlaubten und hinsterlistigen Mitteln, entwickeln sich die ganzen Ereignisse dieses Romans. Die Familie kommt überhaupt erst in Konflikt mit den Zeitereignissen, als sie Sassemonts Bewerbung um Anne nicht annimmt und dieser dann seine Machtstellung gegen die Familie ausnützt.

Da es sich hauptsächlich um die Familie Saint Julien handelt, so lernen wir auch am genauesten ihre einzelnen Glieder kennen und merken aus ihrer Charakterschilderung, wie leicht es sich der Dichter gemacht hat. Der Grundcharakter der ganzen Familie, einschliefslich Bordes, ist eine feine Herzensgüte. Sie ist mitleidig, sobald sie den Nächsten in Not sieht und mufs ihm helfen, weil es ihr Naturnotwendigkeit ist. So entspricht ihre Charakterbildung völlig Rousseaus Forderungen.

Im Gegensatz zu diesen Edelmenschen tritt nun als vollkommener Schurke Sassemont, den uns Lafontaine nicht düster genug als Ungeheuer schildern kann. Schon in seinem Äufseren

[1]) Die Familie Saint Julien. Berlin 1798.

finden sich nur abstofsende Züge, auch seine Gesinnung ist so verwerflich, wie sie nur bei Kreaturen der Revolution zu finden ist, die nichts zu verlieren haben und nur aus glücklicher Benutzung der Zeitumstände Kapital zu schlagen hoffen.

Nur wenig einverstanden können wir mit dem Charakter des Vaters sein, der zwar an Herzensgüte den anderen Familiengliedern gleicht, sonst aber als ziemlich saft- und kraftloser Schwächling auftritt, der erst aus den Augen der Gattin und Tochter Mut zu Taten schöpft, sobald er sieht, wie ganz verzweifelt sie sind. Einen humoristischen Zug versucht Lafontaine ihm dadurch zu geben, dafs er ihn sich bemühen läfst, bei jeder Gelegenheit als Redner zu glänzen mit Reden, die er zwar sorgfältig vorbereitet hat, deren Wirkung aber stets durch irgend einen Zwischenfall wieder verloren geht. Weiter stattet ihn Lafontaine aus mit einer Vorliebe zur Antike sowie einer allgemeinen Gutmütigkeit, die selbst durch das Mifslingen einer seiner wohldurchdachten Reden nicht ins Wanken gebracht werden kann. Diese letzteren Züge entlehnte der Dichter wohl seinem eigenen Wesen, sie entsprechen so ganz seiner Natur.

Versucht man nun die Gesichtspunkte zu erfassen, unter denen hier die Revolution dargestellt ist, so ist besonders Wert darauf gelegt, das Elend zu schildern, das die Bluttaten hervorgerufen haben. Zwar wird dem Pöbel eine gewisse Berechtigung zur Revolution nicht abgesprochen, da sich die Fälle tagtäglich ergaben, wo die niederen Stände unter der Willkür und Wollust der herrschenden Klassen zu leiden hatten, die das Geld lieber für fröhliche Feste und Dirnen verschwendeten, statt der Armut zu steuern. Andererseits aber wird besonders scharf die Blutgier des Pöbels gegeifselt, die, einmal entfesselt, selbst vor einem Königsmorde nicht zurückschreckt. Derartige Schilderungen geben natürlich oft Gelegenheit, rührende Szenen zu gestalten, was sich Lafontaine gern zunutze macht.

So ist ein zerfliefsendes Gefühlsleben über den ganzen Roman ausgegossen. Besonders die Tochter Saint Juliens hat

Lafontaine mit einem pietistisch weltfernen Wesen ausgestattet, wenn er von Anne sagt: „Die Ewigkeit lag wie ein Lichtmeer vor dieser schönen Seele ausgebreitet, ihre Händen waren gefaltet und ihre Augen in die Wolken gerichtet“,[1]) um damit ihre Sehnsucht nach der himmlischen Heimat anzudeuten. Wenn sie dem Geliebten nicht angehören kann, dann überkommt sie Grabessehnsucht. Sie will nicht dem Tode entfliehen, sondern ihn wie einen Freund erwarten, ihn, den Freund aller Unglücklichen. Sie betrachtet den Tod ja nur als die Geburtsstunde für das künftige Leben, vor dem niemand sich zu fürchten braucht, wenn er auf Erden rechtschaffen gelebt hat. Eine ähnliche Stimmung umfängt die übrigen Familienglieder.

Besonders anzuführen ist, dafs sogar die Nationalgarden gelegentlich sentimental werden. Sie, die Ströme von Blut haben fliefsen sehen, denen die Verzweiflung der Adligen, die sie zur Guillotine schleppten, gleichgültig war, sie werden zu Tränen gerührt, als Saint Juliens Gattin verscheidet, an der die Familienglieder so treu hängen, dafs sie lieber Freiheit und Leben auf das Spiel setzen, wenn sie nur in der Todesstunde ihrer Mutter am Sterbebette weilen können.

Entsprechend der sentimentalen Gestaltung fast aller Charaktere in diesem Roman schildert Lafontaine sein Ideal des ländlichen Familienidylls. Wegen der vielen Unglücksfälle, die sie getroffen haben, beschliefsen die Glieder der Familie, alle Bekanntschaften mit Menschen zu vermeiden, da oft dadurch Unheil entstehen kann, dafs man den Neid, Zorn oder Hafs anderer Leute oder sonstige Leidenschaften in ihnen erregt. Sie sind stark subjektive Naturen, die sich einst in ihrem Herzen ein Idealbild der Welt schufen, nun aber sich entsetzt von ihr abwenden, als sie die Schrecken der Wirklichkeit empfinden. Dieser Subjektivismus der Personen Lafontaines, der überhäupt so verbreitet im 18. Jahr-

[1]) Saint Julien S. 134.

hundert ist, wie Brüggemann nachweist,[1]) kam bereits in der Behandlung seiner Novellen zur Besprechung.

Betrachten wir alsdann die seelischen Motive in diesem Roman, so befindet sich Lafontaine wiederum im alten Fahrwasser. Zweimal liegt der Konflikt im Verschweigen der Liebe zwischen Anne und Borde. Das eine Mal wagt er nicht zu reden, da er glaubt zu geringen Standes zu sein und deshalb seine Wünsche nicht auf den Besitz der Tochter Saint Juliens richten zu dürfen. Das andere Mal wagt sie nicht nach seiner Liebe zu fragen und lebt sich in die Eifersucht hinein, indem sie glaubt, er wolle ein anderes Mädchen freien. Selbstverständlich begegnen auch hier wieder Verwechslungen zwischen Liebe und Freundschaft, sowie der Gegensatz zwischen Eitelkeit und Liebe. Sassemont glaubt das Herz Annes zu gewinnen, wenn er ihr stolz seinen Reichtum verkündet und ihr in glühenden Farben die Annehmlichkeiten eines Lebens mit ihm in diesem Wohlstand schildert. Glaubt er doch, die Liebe eines Mädchens sei für Geld käuflich, und er wendet seinen Hafs gegen die Familie, als diese das Ansinnen abweist.

Lafontaines Unfähigkeit für Milieuschilderung tritt deutlich in diesem Roman hervor. Zwar bringt er gelegentlich unbedeutende Einzelzüge aus dem französischen Volksleben in seinen Werken zur Darstellung, in den Hauptsachen- aber hat es ihm und der Entwicklung seiner Schilderungsgabe von Land und Leuten wenig genützt, dafs er in Frankreich war. Der Volkscharakter in seinen Anschauungen, seinen Leidenschaften, das temperamentvolle Wesen der Franzosen blieb ihm verschlossen. Er kann sich nur wenig in ihren Geist hineindenken und nimmt für die Schilderung alles aus sich, lauscht dagegen nur selten etwas der Wirklichkeit ab. Selbst die Schweizerlandschaft zu schildern will ihm nicht gelingen. Zwar verkündet er mit grofsem Wortschwall das glückliche Los eines Landmanns, der auf seiner kleinen Scholle glücklicher wäre als ein Regent über ge-

[1]) Fr. Brüggemann, Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment. Jena 1909. S. 27ff.

waltige Reiche, aber die intimen Reize des Genfersees blieben ihm verschlossen. In diesen Schilderungen hatte ihm Rousseau ein so nachahmenswertes Vorbild geschaffen, hätte er dieses benutzt, wo er doch sonst so gern Rousseau folgt, so hätte er sicher nicht ein derartiges Allgemeinbild eines Sees geschaffen. Auch Beoabachtungsgabe für Schilderung einer Gebirgslandschaft ging ihm ab, sonst hätte er sicher nicht von Gletschern gesprochen, die „als dunkle Punkte“ sichtbar sind.

In gleicher Linie, hinsichtlich der Abfassungszeit, mit dem „Saint Julien“ stehen Lafontaines „Sagen aus dem Altertume“.[1]) Zwar möchte es auf den ersten Blick ein seltsames Beginnen scheinen, Erzählungen aus der Antike unter das Kapitel „Zeitroman“ zu ordnen, jedoch schon ein kurzer Einblick genügt, um zu beweisen, wie wenig antik der ganze hier behandelte Stoff ist. Lafontaine führt in seinem Vorbericht zum ersten Bande der „Sagen“ an, er beabsichtige ein Gemälde zu geben von dem Elende, zu welchem die Erbitterung die Menschen in dem Kriege zwischen Sparta und Messenien brachte, und vergleicht dies mit dem Ringen zwischen England und Frankreich zu seiner Zeit.

Schon daraus, dafs er angibt, das Elend zu schildern, das diese Kriege hervorriefen, ergibt sich die Tendenz des Romans. Hier schreitet er weiter fort auf der Bahn, die er in „Klara du Plessis“ begonnen und im „Saint Julien“ weiter verfolgt hatte. Ihm kommt es hauptsächlich auf die Wirkung der Ereignisse auf das Familienleben an. Er ist bereits ganz auf dem Wege, die Ereignisse nur als Beiwerk zu benutzen, eine Technik, die ihn gar bald zum Familienroman führte.

Berichtet wird uns vom Vernichtungskriege zwischen den Spartanern und Messeniern, jedoch die kriegerischen Ereignisse werfen ihre Schatten besonders auf die Liebe zwischen Gorgus, des Aristomenes Sohn, und Theone, der Spartanerin.

---

[1]) Sagen aus dem Altertume. 1. Band: Aristomenes und Gorgus. Berlin 1796; 2. Band: Romulus. Berlin 1799.

Von unerbittlichem Hafs gegen Sparta erfafst, kann der Vater seines Sohnes Liebe nicht verstehen, aber dieser hält treu an seinem Schwure, nie ein anderes Weib zu lieben. Er bekämpft die Landesfeinde, aber immer schwebt ihm die Hoffnung vor, dafs einst das gewaltige Ringen ein Ende haben wird und er dann die Geliebte heimführen kann. Oft holt er sich in ihren Armen Mut und Kraft für den weiteren Kampf. Endlich wird der Vater doch umgestimmt und willigt in eine Vermählung der Liebenden. Das Motiv, die Liebenden durch Volksfeindschaften und kriegerische Ereignisse zu trennen, wendet er noch zweimal in diesem Romane an, und wenn er auch den Roman durch Schlachtenbilder zu beleben sucht, so zeigen die zahlreich eingeschalteten Liebesszenen, das durch alle kriegerischen Ereignisse durchbrechende Bekenntnis der Liebe und die Sehnsucht nach der Geliebten, dafs die Liebe allein die Situation, die Entschliefsungen der Personen beherrscht, und dafs es Lafontaine hauptsächlich darauf ankommt, rührende Familienszenen zu schildern und darzustellen: „Liebe ist das Gesetz des Himmels, Krieg das Verbrechen der Menschen".

Die Komposition dieses Romans ist alles eher als antik. Besonders abstofsend wirkt das starke Schwanken in den Charakteren der Helden. Kaum haben sie im Kampfe Heldentaten vollbracht, da treten sie der Geliebten entgegen wie sentimentale Weichlinge des 18. Jahrhunderts, die in tatenlosen Klagen ihr Schicksal bejammern, das ihnen noch immer nicht eine Vereinigung mit der Geliebten gestattet.

In technischer Beziehung ermüden die oftmals wiederholten Motive, Trennung der Liebenden durch Volks- und Familienfeindschaften zu bewirken.

Antike Stimmung sucht Lafontaine dadurch herbeizuführen, dafs gar oft die Tempel von Eidschwüren widerhallen, die die Männer leisten zur Bekräftigung ihres Vorsatzes, dem Vaterlande ihre Dienste zu weihen, bis der Feind vernichtet ist.

Diese feierlichen Handlungen geben dann zugleich Gelegenheit, romantische Szenen einzuführen, wo verfallene Tempel und eine stille Landschaft, beleuchtet von den Strahlen des

silbernen Mondes, den Eid mit geheimnisvoller Stimmung wirkungsvoller gestalten. Alle Ereignisse aber überragt die Sehnsucht, fern von dem Getriebe der Welt ein bescheidenes häusliches Glück zu gründen im engen Kreise der Familie.

Von gleichem Geiste ist der zweite Band der „Sagen" erfüllt. Zuerst tritt uns Romulus entgegen als ein Jüngling, der nur in Kriegstaten oder auf der Jagd Befriedigung findet und dem es daran liegt, Rom zu ungeheurer Höhe der Macht zu führen. Er kennt die sanften Regungen des Herzens noch nicht, aber bald soll er von ihrem Zauber umfangen werden, als er die häusliche Glückseligkeit kennen lernt. Das Schicksal führt ihn mit Hersilia zusammen und durch ihren Gesang, ihr sanftes Wesen zieht Frieden und Liebe in sein Herz. Zwar trennt auch ihn der Volksgegensatz zwischen Rom und Antemnä von der Geliebten, doch schwören sie sich ewige Treue. Gemäfs Lafontaines Tendenz, alle Familienszenen zu einem glücklichen Ende zu führen, entsteht zum Schlufs des Romans ein Bündnis zwischen Rom und Antemnä; in ihrer Vereinigung finden die Liebenden ihr höchstes Glück. So treten in diesem Roman nicht minder wie in „Aristomenes und Gorgus" die kriegerischen Ereignisse zurück, die zu Roms Herrschaft führten, statt dessen kommt es Lafontaine besonders darauf an, häusliches Glück, ein schönes harmonisches Familienleben als das höchste Gut zur Darstellung zu bringen.

Die Stimmung in dem Romane ist die gleich romantische. In stiller Selbstbetrachtung zieht am Abend Frieden in die Seelen ein, und das Mondlicht beleuchtet manche Liebesszene, die in verschwiegenen Grotten die Herzen der Liebenden näher zueinander führt. Glücklich gepriesen werden die Menschen, die in der Einsamkeit, in der sie geboren wurden, bis zu ihrem Tode lebten, denn sie bewirkt es, dafs die Brust frei bleibt von Ehrgeiz und Ruhmbegierde und sich begnügt mit Liebe, Vertrauen und stiller Mitarbeit am häuslichen Glück.

„Romulus“ bedeutet wohl die erstaunlichste Leistung in Umgestaltung der Antike, die das ganze 18. Jahrhundert hervorgebracht hat.

Als den Abschluſs der Entwicklung vom historischen Roman zum Familienroman können wir die Erzählung „Liebe und Dankbarkeit“ auffassen.[1]) Noch einmal kehrt in ihr der Schriftsteller vom antikisierenden Roman zu den Ereignissen der französischen Revolution zurück. Der Zeitroman ist ihm jedoch hier nur ein technisches Mittel, um in dem Unglück, das der hilflosen Familie des Grafen d'Ormesson durch die empörte Volkswut bereitet wird, dem jungen Salier Gelegenheit zu geben, seine Dankesschuld gegen die gräfliche Familie abzutragen, indem er sie mit Hintansetzung seines eignen Lebens vor der Ermordung durch die sinnlos raubenden und plündernden Scharen bewahrt und ihr auch sonst Wohltaten erweist.

Das ganze Interesse des Romans gruppiert sich um die Tochter des Grafen d'Ormesson, Julie, um die sich zwei Liebhaber bewerben, von denen Salier ein einfacher Mensch ohne höfische Bildung ist, während der Marquis zwar eine äuſserst liebenswürdige, aber doch feige Natur ist. Zwischen beider Bewerbung wird Julie gestellt, die im Augenblick der Gefahr Saliers Mut, des Marquis Feigheit entdeckt und Salier, mit dem sie durch die Aufhebung des Adels standesgleich wird, Herz und Hand schenkt.

In psychologischer Hinsicht läſst Lafontaine Julie ihre Zuneigung zu Salier zuerst nur als Dankbarkeit empfinden, die sie dem schuldig war, der sie öfters vom Tode errettete; erst allmählich merkt sie, daſs ihre Empfindungen für ihn Liebe sind.

---

[1]) Liebe und Dankbarkeit. Berlin und Leipzig 1799. — Bemerkenswert ist, daſs diese Erzählung als 13. Band einer Sammlung von Lafontaines sämtlichen Schriften erschien, wie es das Titelblatt angibt, deren Umfang ich jedoch nicht mehr festzustellen vermag, da es eine groſse Zahl von Sammlungen gab, die alle den Titel tragen: „A. Lafontaines sämtliche Schriften“.

Standesunterschiede können hier wenig geltendgemacht werden, da beide Eltern bereits tot sind, als Julie sich entscheidet, Saliers Frau zu werden; trotzdem standen auch sie zu ihren Lebzeiten ihrem mutigen Lebensretter nicht unsympathisch gegenüber.

Der Schluſs der Erzählung, der in prächtigen Farben das Bild eines stillen häuslichen Glückes malt, das Julie und Salier auf einem kleinen Besitztum finden, zeigt so recht, wie Lafontaine sich hier bereits völlig vom historischen Roman, mit dem die Erzählung nur noch die äuſserliche Erwähnung der Revolution verbindet, abgewandt hatte.

6. Die Entwicklung des Familienromans bis auf Lafontaine.

Etwa 50 Jahre muſs man in der Geschichte des Romans zurückgreifen, wenn man die Quellen des von Lafontaine gepflegten Familienromans aufdecken will. England ist sein Ursprung und Samuel Richardson wird allgemein als Begründer des moralischen Familienromans bezeichnet. Selbst in den Romanen, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erschienen, spiegelte sich der durch das Kriegsjahrhundert bewirkte sittliche Tiefstand der Bevölkerung, ihre Verrohung und Unsittlichkeit wieder. Roh und plump war die Fabel der damaligen Romane, rein äuſserlich die Handlung. Noch immer blühten Rittergeschichten voll unglaublicher Heldentaten vornehmer Herren und Reiseromane, in denen die handelnden Personen, von einem zum anderen Ort geschleppt, Dutzende von Abenteuern erleben muſsten, um die Romanbände zu füllen. Aber allmählich raffte sich das Volk wieder auf, das moralische Empfinden erstarkte wieder, besonders als es dem freien Bürgertume gelang, sich dem Adel gegenüber auch Geltung zu verschaffen. Übersättigt war das Volk mit den immer nur an den äuſseren Begebenheiten haftenbleibenden Romanen, an innerer Handlung wollte man sich erfreuen und einen Blick in das Herz der handelnden Personen tun. Als Vorläufer

dieser auf das Innere gerichteten Bestrebungen sind die seit etwa 1710 in England erscheinenden moralischen Wochenschriften zu bezeichnen. Ihnen folgte 1740 Richardsons „Pamela", der erste moralische Familienroman.

In Richardson erstand der Mann, der es versuchte, dem Leser einen Einblick in das Herz seiner Personen zu gewähren. Einfach war die Handlung, und man merkte das Bemühen des Dichters, Geschöpfe von Fleisch und Blut zu schaffen. Als strenggläubiger Puritaner hatte Richardson die Hauptabsicht, seine Leser durch Schilderung der Tugend in ihrem Kampfe mit dem Laster und ihrem schliefslichen Siege zu einem moralischen Lebenswandel zu erziehen. Zu diesem Zwecke streute er zahlreiche Exkurse über Tugend und Moral in den Gang der Handlung ein, die deren Verlauf allerdings stark beeinträchtigten und dem Romane selbst durch ihre Breite schadeten. Im Stil führte er eine Neuerung dadurch ein, dafs er die Briefform anwandte. In Briefen konnte er leicht seine Personen aus der Tiefe ihres Herzens sprechen lassen und ihr Empfindungsleben in alle Einzelheiten zergliedern, wenn er auch der Gefahr der durch diese Form bedingten Wiederholungen nicht zu entgehen vermochte. Er liebte genaue und präzise Ausarbeitung der Charaktere und stellte diese in so scharfen Kontrasten einander gegenüber, dafs es in seinen Romanen nur Tugendengel und Teufel gab, ein Umstand, der seinem Roman viel von der Glaubwürdigkeit raubte, trotzdem das Prinzip der strengen Moralität dem Geschmacke seiner Zeit entsprach. Auch seine weiteren Werke, „Clarissa" (1748) und „Grandison" (1753) haben dieselbe Tendenz.

Hätten Richardsons Nachfolger auf den von ihm vorgezeichneten Bahnen den Roman fortgesetzt, so wäre der Roman bald von dem Extrem der Unsittlichkeit in das Extrem der absoluten Moral verfallen. Diesen Fehler Richardsons erkannten Fielding und Sterne. Sie suchten sich von ihm dadurch freizumachen, dafs sie ein neues Element, den Humor in den Familienroman einführten, der sogleich dem Romane eine gröfsere Lebenswahrheit gab. Noch in dem Erscheinungs-

jahr von Richardsons Erstlingswerk trat Fielding gegen Richardsons Moralisieren auf, indem er mit seinem „Joseph Andrews“ (1740) eine Parodie zu Richardsons „Pamela“ lieferte. Fielding hatte selbst ein bewegtes Leben hinter sich, er beurteilte in seinen Romanen die Schwächen seiner Mitmenschen, ihre Fehler und Vergehen nicht von dem hohen Standpunkte der Moral, sondern spottete über sie und suchte sie menschlich zu verstehen. Seine zahlreichen in die Handlung eingereihten Exkurse atmen einen köstlichen Humor, und Szenen wie die, in denen er sich über die Unwissenheit der damaligen Ärzte lustig macht, gehören zu den besten Produkten seiner Kunst. So vermag er lebenswahrere Porträts zu geben, seine Personen können weinen und lachen. Mit dieser allseitigen Betrachtung der Psyche seiner Personen vermag er bereits tiefer in den Kern ihres Wesens einzudringen.

Der Dritte ist Sterne. Hatte Fielding noch den Humor als Zutat gleichsam zu seinem Roman benutzt, so ist bei Sterne der Humor die Hauptsache. Er stellt seine Personen so von der humoristischen Seite ein, dafs sie alle mehr oder weniger als Sonderlinge, als Typen einer Menschenklasse erscheinen. Belebt auch einerseits dieser Humor das ganze Familienbild, so bewirkt seine allzuhäufige Einstreuung schliefslich ein derartiges Durcheinander der Handlung, dafs sich kein einheitlicher Faden mehr feststellen läfst, zumal noch oft die komischen Exkurse den Stempel der Gesuchtheit und Absicht, humoristisch zu wirken, an der Stirn tragen und somit die ganze Szene unglaubwürdig machen. Eine weitere Zutat zum Roman Sternes ist seine Sentimentalität, die, von ihm ausgehend, in der folgenden Zeit den Roman beherrschte. Man suchte auf die Regungen des menschlichen Herzens zu lauschen und gab sich dem Gefühl hin. Doch bald wurde diese Empfindsamkeit ins Ungeheure übertrieben. Engländer von geringerem Einflufs auf die Entwicklung des Familienromans in Deutschland wie Goldsmith, der mit seinem „Vicar of Wakefield“ von Richardson beeinflufst war, und Smollet können in diesen Erläuterungen übergangen werden.

Interessant ist es nun zu verfolgen, wie diese drei Vorbilder, Richardson, Fielding und Sterne das Schaffen der deutschen Romanschriftsteller beeinflufst haben.

Schon 1742 erschien eine deutsche Übersetzung von Richardsons „Pamela“, sie wurde begeistert aufgenommen und bald entstanden Nachahmungen. Die erste Nachahmung lieferte Gellert in seinem „Leben der schwedischen Gräfin von G . . .“ im Jahre 1747 bis 1748. Ihm, dem Sohne eines Pfarrers, der selbst Theologie studierte, lag dieser streng moralische Ton Richardsons am nächsten. Ja er ging noch über die Verurteilung des Lasters und über das Lob der Tugend hinaus und vergab mit christlicher Nächstenliebe seinen Personen ihre Fehler und Vergehen in der Absicht, die Leser auf diese Art zu rühren und zu bessern. Damit führte er das Element des Mitleids, der alles verzeihenden Nächstenliebe in den Roman ein. Gellert vermag alles zu vergeben, Täuschung, Betrug, Gewalttat, selbst Blutschande, wenn der Sünder nur Reue zeigt. Diese Romanart nennt man „Mitleidsroman“. Selbst Anklänge an den alten Abenteuerroman kann er nicht unterdrücken, und so läfst er seine Personen sich erst in alle Winde zerstreuen und führt sie doch endlich wieder glücklich zusammen und bringt damit den Roman zu einem befriedigenden Ende. Diese Beimischung ist sicher als Rückschritt Richardson gegenüber zu bezeichnen.

Ahmte so Gellert nur eines der drei Vorbilder nach, so gelang es dem wandlungsfähigen Wesen Wielands, im Verlauf seines Lebens alle drei Vorbilder nachzuahmen. Noch 1760 war er von Richardson entzückt und plante ihm nachzueifern, aber sobald sich in seinem Innern die Wandlung vom asketisch moralischen Menschen zum Anhänger frohen Genufslebens vollzogen hatte, verspottete er die strenge Moral Richardsons und stand bald unter Fieldings und Sternes Einflufs. Schon bei Abfassung seines „Don Sylvio“ schwamm er im Strome von Fieldings „Joseph Andrews“. Bald sagte ihm noch mehr die bizarre Art Sternes zu, der den gröfsten Einflufs auf sein Schaffen gewann. Neu war in seinen Romanen

die Hereinziehung französischer Feenmärchen, die damals wegen ihres eleganten Plaudertones, voll von Witz und Geist, recht beliebt waren.

Wieland können wir den Ausgangspunkt des neueren deutschen Romans nennen. Mehr und mehr hatte man sich zu seiner Zeit bemüht, von Richardsons Moralität loszukommen und sich der humorvollen Behandlung des menschlichen Lebens zuzuwenden, deren Vorbilder Sterne und Fielding waren. Stärker zur Geltung kam auch die durch Sterne in den Roman eingeführte Sentimentalität, zumal sie von Young und Thomas Gray in ihren Werken bis zur Rührseligkeit geführt wurde.

Ein Gegner dieser sentimentalen Kopfhängerei und dieses Richardsonschen Moralisierens ist Musäus, der in seinem „Grandison der Zweite“ (1760—1762) Richardsons „Grandison“ parodierte und sich mit Fieldingschem und Sterneschem Witze darüber lustig macht. Sein Talent reichte jedoch nicht aus, um wirksam gegen die übertriebene Sentimentalität und Moralität aufzutreten.

Noch immer hatten sich die Romanschriftsteller nicht zu einer wirklich naturwahren Darstellung menschlichen Lebens aufraffen können, hier sollte erst Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ bahnbrechend wirken. Rousseau ist es, der wahre Empfindungen für Natur und für die Liebesleidenschaft in den Familienroman eingeführt hat. Er schilderte die Wirkung der Natur auf die Stimmung des Menschen. Er verlangte, dafs allein die Empfindung herrschen sollte und suchte jeder Persönlichkeit Geltung zu verschaffen. Der Pietismus ist die Quelle dieser Sentimentalität und Gefühlsweichheit, wo sich die Menschen von der Aufsenwelt abwandten und sich ganz in die Betrachtung ihrer Herzensregungen versenkten. Diese empfindsame, zu Taten wenig geneigte Stimmung wird in Rousseaus Feuergeist zur Leidenschaft. Bei ihm kennt das Herz in seinen Wünschen keine Schranken mehr. Aber trotzdem vermag er noch nicht die letzten Konsequenzen seiner Leidenschaft zu ziehen, die zur Vernichtung führen mufs,

wenn die Erreichung der Wünsche nicht möglich ist. Noch nicht ganz frei ist er von Richardsons Moralität, denn auch er gibt in seiner „Nouvelle Héloïse“ die Grundlehre: „Das höchste sittliche Gut des Menschen ist die Tugend, die das einzige Mittel zur Bekämpfung und Überwindung der Leidenschaft ist“. Diesen Mängeln seines Romans steht als Vorzug gegenüber die begeisterte Schilderung der Natur, besonders seine Schilderung der Erhabenheit der Alpenwelt, die von einem tiefen Naturempfinden zeugt.

Als Zwischenglieder in der Entwicklung des Familienromans seit Erscheinen von Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ bis zu Goethes „Werther“ sind noch Hermes und Sophie Laroche anzuführen. Beide bedeuten keinen Fortschritt, sondern zeigen nur, wie die kleineren Dichter noch immer in den alten Bahnen wandelten, während sich in den führenden Geistern die grofsen Umwälzungen vollzogen.

Hermes ist in seiner „Geschichte der Mifs Fanny Wilkens“ (1766) ganz seinem Vorbilde Richardson und Gellert gefolgt. Hier wie dort die gleiche Moralität. Von Gellert hat er noch die Liebe zum Abenteuerroman übernommen. Nur selten gibt Hermes Proben von Humor, den er nach Fieldings Art in den Roman verflicht.

Etwas freier von Richardsons Vorbild hat sich Sophie Laroche in ihrer „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ (1771) gemacht, die neben der moralischen Tendenz schon Schilderung von Landleben versuchte, in der sich Rousseauscher Einflufs geltend machte, wenn auch die helle Flamme der Leidenschaft und Begeisterung nicht ihr Herz durchglühte.

Auch Knigge kann hier erwähnt werden, denn auch er, wenngleich zeitlich später als Goethes „Werther“ hervortretend, hat noch nichts von dem neuen Geiste in seinen Werken. Knigges Vorbilder bleiben Richardson und Fielding.

Grofs war die Begeisterung, als in Deutschland Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ bekannt wurde. Begeistert nahm der „Sturm und Drang“ Rousseausche Gedanken in sich auf und

Goethe brachte in seinem „Werther“ diese Stimmung zur höchsten Blüte. Das abrupte Wesen Rousseaus hatte die Héloïse nicht zur höchsten Vollkommenheit gelangen lassen, da er der inneren Geschlossenheit der Handlung, die zu einer letztmöglichen Höhe drängte, durch zahlreiche Exkurse, die zur Fortführung der Handlung nicht nötig waren, starken Abbruch tat. Das vermied Goethe. Geschlossen und einheitlich, ohne Abschweifungen drängt bei ihm die Handlung, meisterhaft gesteigert, zum Schlufs, der mit der Vernichtung des Helden durch Selbstmord eintritt, während Rousseau vor dieser letzten konsequenten Lösung des Konfliktes zurückgeschreckt war. Die konsequente Durchführung der Handlung bis zur Katastrophe, die immer lodernde Leidenschaft Werthers, die in entscheidenden Augenblicken keine Reflexionen kennt, sondern vorwärts drängt, mit einem Wort die innere Konzentration, das ist der Vorzug, den Goethes „Werther“ vor Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ besitzt.

Aber nicht auf ihrer von Rousseau und Goethe erklommenen Höhe haben wir Lafontaines Vorbilder für dessen Familienroman zu suchen, wir müssen abwärts steigen zu Männern wie Hippel, Wezel, Jean Paul und deren Zeitgenossen. Ihre Werke waren es, in denen weiteste Kreise Unterhaltung fanden, für die man sich begeisterte, während dem kühnen Fluge Rousseau-Goethescher Gedanken nicht jeder zu folgen vermochte.

Wie Goethe, so ist auch Hippel [1]) vom „Sturm und Drang“ beeinflufst. In Hippels Werken finden wir ebenfalls den Drang des Dichters, Persönlichkeiten Geltung zu verschaffen, aber er hängt zu fest an den alten Vorbildern, deren er nicht Herr zu werden vermag. Überall ist Sternes Einflufs deutlich sichtbar, sein Humor durchzieht die Hippelschen Werke. Menschentypen will auch Hippel schildern und verwendet dazu oft typische Personen aus seiner Verwandtschaft als Vorbilder. Aber auch Gefühlsweichheit und starke Sen-

[1]) Vgl. Goedeke 4, 269f.

timentalität, die nach Youngs und Grays Vorbild bis zur Grabesstimmung ausartet, findet sich bei ihm so stark, dafs sie wie ein düsterer Schleier über seinen Werken liegen.

Chronologisch läfst sich am besten Joh. Karl Wezel[1]) an Hippel anschliefsen. Man hatte bei Erscheinen seiner Erstlingsarbeiten gehofft, dafs er dem Romane zu einer neuen Blüte verhelfen würde, um freilich bald sich zu überzeugen, wie bitter man sich getäuscht hatte. Zwar huldigte er nicht der allgemeinen Empfindsamkeit der Zeit, sondern trat in seinem „Tobias Knaut" (1773—1776) energisch gegen die Tränenströme auf, aber es fehlte ihm an Erfindungskraft, etwas wirklich neues zu schaffen. Er steht ebenfalls unter Sternes Einflufs. Schon an sich kein bedeutendes Talent, litt er an krankhafter Selbstüberhebung. Durch Einflechtung unnützer Episoden nahmen bei ihm Komposition und Stil allmählich eine derartige Breite an, dafs man seine Schriftstellerei nicht anders als geschwätzig bezeichnen kann. Er sank tiefer und tiefer in der Wertschätzung als Dichter, was nicht hindert, dafs er dem Geiste eines Lafontaine, der ihn gern als Vorbild nahm, näher kam.

Ein ähnliches Schicksal wie Wezel traf Joh. Gottw. Müller, der in seinem „Siegfried Lindenberg" einen realistisch humoristischen Roman schuf, aber bald darauf nach Erschöpfung seiner Dichterkraft und Phantasie zum Schwätzer wurde.

Nur ein bedeutender Mann kommt noch mit seinen ersten Werken als Vorläufer und Vorbild Lafontaines in Frage, Jean Paul Friedrich Richter, dessen gerechte Beurteilung ob seines schillernden Wesens so unendlich schwer ist. Es ist der Dritte in der grofsen Linie, die über Sterne und Hippel führt. Friedlicher Humor, scharfe Satire, tränenreiche Sentimentalität und Vorliebe für kleine Verhältnisse sind die Grundzüge seines Wesens. Zwischen ihnen bewegt er sich in seinem Leben. Seine Jugend hat ihm die Vorbilder für seine begeisterten Schilderungen der Schönheit der Natur und der

[1]) Vgl. Goedeke 4, 351ff.

stillen Beschaulichkeit des Landlebens geboten, die Not seiner ersten Dichterzeit hat seine künstlerische Vollendung gehindert und ihn zum Satiriker gemacht, sein für alle Herzensregungen empfängliches Gemüt war der Grund seiner tränenreichen Sentimentalität: und als er schliefslich müde geworden war, mit scharfen Waffen der Polemik für das verlorene Jugendideal zu streiten, da findet er seine Ruhe und seinen Frieden in stillen, kleinen Verhältnissen, die er so gern darstellt in seinen Werken.

Stoffe, die die Gesamtheit lebhaft interessieren mufsten, Originale, lebenswahr aus der Gegenwart entnommen, planmäfsig darzustellen, das war das Ideal gewesen, aber mehr und mehr entfernte man sich zu Jean Pauls Zeit von diesem Ideal; die Romane wurden gekünstelt, immer tiefer in die Alltäglichkeit versanken sie und arteten zur Breite und Geschwätzigkeit aus. Damit war der Boden bereitet für einen so fruchtbaren Schriftsteller wie Lafontaine.

7. Familienromane.

Aus eingehenderer Betrachtung seiner Familienromane ergibt sich leicht, wie stark die einzelnen Vorbilder bei Lafontaine abgefärbt haben. Entgegen der Chronologie mag sein „Herrmann Lange“ an die erste Stelle gesetzt werden, der dadurch besonderes Interesse erweckt, dafs er der Königin Luise von Preufsen zugeeignet ist, also schon aus diesem Grunde wohl vom Dichter selbst als ein wohlgelungenes Werk seiner neuen Dichtungsgattung angesehen wurde.[1]) Im Jahre 1795—1796 war Goethes Entwicklungsroman „Wilhelm Meister“ erschienen. Einen ähnlichen Roman bemühte sich Lafontaine zu schaffen, konnte er dann doch hoffen, ebenfalls Beifall zu finden. Aber seinem Romane fehlt der starke Realismus des „Wilhelm Meister“, er konzentriert sich mehr auf die Dar-

[1]) Herrmann Lange. Ihrer Majestät der Königin von Preufsen Luise mit tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit gewidmet. 2 Bände. Berlin 1798.

stellung des Innenlebens. Als weitere Vorbilder für diesen Roman sind die Engländer Fielding und Smollet zu nennen. So ist z. B. die Figur des Matrosen Martin deutlich aus Smollets „Peregrine Pickle“ entlehnt.

Infolge seiner starken Abhängigkeit vom englischen moralischen Familienroman kam es ihm natürlich besonders auf die Schilderung der Tugend an. So teilt er seine Personen in zwei grofse Klassen, die Bösen und die Guten. Alle die er nun in seinem Romane zu Tugendhelden macht, müssen es auch im vollkommenen Mafse sein. Da ist die Figur des „alten Sievers“, der alle ihm zugedachten Ehrentitel ablehnt und seinen höchsten Lohn darin findet, „der gute Sievers“ genannt zu werden. Ihm nicht nur durch Familienbande sondern auch durch Geistesverwandtschaft nahe ist sein Enkel Herrmann, dessen Erziehung einst der Grofsvater sorgsam überwachte, wobei ihm der alte Matrose Martin mit Rat und Tat zur Seite stand. Auch zwei weibliche Tugendhafte schildert er: Mamsell Emilie Lebrecht, die in treuer Liebe zu Herrmann ausharrt und trotz aller Anfeindungen von seiten seiner Angehörigen ihm eine aufopfernde Gattin, seinen Kindern eine liebevolle Mutter wird. Alle anderen aber übertrifft Luise an Nächstenliebe. Sie ist eine typische Figur des Gellertschen Mitleidsromans mit ihrer vom Dichter ins Extrem getriebenen Neigung zur Vergebung, die selbst dem Verführer noch verzeihen will, nachdem er sie in der höchsten Not im Stich gelassen.

Diesen Mustern von Tugend stehen die typisch schlechten Personen gegenüber. Herrmanns Bruder Karl ist in seinem Handeln ein Bösewicht. Es ist das bekannte, oft verwendete Motiv: zwei Brüder, die sich feindlich gegenüberstehen. Karl stellt sich ganz auf die Seite der Familie Anfurth, die in ihrem Adelsdünkel gegen den schlichten Herrmann intrigiert, ihm stets sein Lebensglück zu zertrümmern sucht. Gar oft neigt sich das Herz von Herrmanns Eltern dem einfachen Wesen dieses Sohnes zu, aber immer und immer wieder versteht es die Familie Anfurth, den Eltern das Herz des Sohnes zu ent-

fremden, bis diese endlich den wahren Wert Herrmanns erkannt haben und zu ihm fliehen, nachdem sie all ihr Vermögen der Eitelkeit und der Habsucht ihrer anderen Kindern geopfert. Der gröfste Schurke aber ist Rolfs, dessen ganzer Hafs sich gegen Herrmann wendet. Er sucht ihn mit seinem Freunde Hochfeld zu entzweien, dessen Charakter dadurch schon ein schwankender wird und nach und nach sich gänzlich zum Bösen wendet; Rolfs trennt auch durch Intrige die Verlobung zwischen Herrmann und Julchen von Rofslau und wirft in seiner hinterlistigen Art dem guten Herrmann auf seiner ferneren Laufbahn noch manchen Stein in den Weg.

Als komische Figur dieses Romans ist die Tante Emilie Lebrechts anzuführen, die bei jeder Gelegenheit einen Gesangbuchvers oder einen Bibelspruch im Munde führt und unbedingt ihre Nichte verheiraten will. Stark hat sich Lafontaine bemüht, sie in ihrem ganzen Wesen als hausbacken zu bezeichnen, was er gelegentlich auch übertreibt, wenn er ihrem Sinn für Sparsamkeit durch die Worte Ausdruck verleiht: „Folge meinem Rate, Milchen, und schlaf mit deinem Manne auf bunter Leinwand, du sparst die halbe Wäsche.“ [1])

In gleicher Weise ist der Flofsverwalter Castran zu beurteilen mit seinen Bestrebungen um ein höheres Amt, jedoch erscheint an ihm ein verwerflicher Zug, dafs er selbst seine sittsame Tochter an einen vornehmen Herrn verkuppeln will, wenn er nur dadurch das Ziel seiner Wünsche erreicht.

In dem Kampfe zwischen Tugend und Laster führt Lafontaine in diesem Romane die Tugend zum Siege, was zwar nicht in der Weise zum Ausdruck kommt, dafs die tugendhaften Personen mit äufserem Glück, mit hoher Stellung und Reichtum gesegnet werden, sondern dadurch, dafs in der Zufriedenheit, im harmonischen Familienleben, im stillen häuslichen Glück ein Vorzug liegt, der dem Anderen versagt bleibt.

Solche Romane, in denen die Tugend zum Siege geführt wird, bieten natürlich mannigfach Anlafs zur Einführung

[1]) Herrmann Lange S. 37.

rührender Szenen. Nicht selten schildert Lafontaine in seinem „Herrmann Lange“ das Bild eines Familienidylls, oft auch läfst er den Tod in das Familienleben eingreifen, der in seiner erschütternden Wirkung die verstockten Herzen der Bösewichter rühren soll, während bei den Tugendhaften ein Blick an das sternenvolle Gewölbe des Himmels genügt, sie noch standhafter und besser zu machen.

Als Hauptträger der Handlung treten uns Emilie Lebrecht und Herrmann Lange entgegen, ihre Liebe wird so manchen Kämpfen und Stürmen ausgesetzt, bis sie doch zur Vereinigung und zu einem glücklichen Familienleben führt. Die Hinderungsgründe sind diesmal mehr äufserer Natur. Gar oft schon hatte Lafontaine das Motiv verwendet, die Liebenden durch das Auftreten eines neuen Bewerbers, der es versteht, sich in die Gunst der Eltern einzuschmeicheln, zu trennen, auch hier wiederholt er es in der Bewerbung Rolfs' um Emilie.

Ein weiterer Hemmungsgrund ist gegeben, wenn die Eltern bestimmend in die Wahl des Gatten bei ihren Kindern eingreifen. Zu dieser Frage hat Lafontaine eine stets wechselnde Stellung eingenommen. In der „Klara du Plessis“ vertrat er das alleinige Recht des Herzens und ging dabei über Rousseau in der Behandlung dieser Angelegenheit hinaus, im „Herrmann Lange“ dagegen hält er wieder den Willen der Eltern für allein mafsgebend. Herrmann gesteht allerdings, dafs er ein anderes Mädchen liebt, aber trotzdem läfst Lafontaine ihn sich dem Wunsche des Vater fügen, der ihm ein zwar vermögendes, aber von ihm ungeliebtes Mädchen zur Gattin bestimmt, nur um ihm eine gute Karriere im Staate zu sichern und der Eitelkeit der Verwandtschaft zu genügen, die wünscht, dafs nur ebenbürtige Mädchen in die Familie aufgenommen werden.

Nicht loskommen konnte Lafontaine von dem Motiv, Trennung durch Eifersucht zu bewirken, die, meist erst durch dritte Personen erregt, die Liebenden entfremdet. Im „Herrmann Lange“ vertritt Emiliens Tante diese Rolle, indem sie dieser Taten ihres Bräutigams erzählt, die den Anschein erwecken, dafs er sie betrügt. Sie aber hat den Mut, den

Gerüchten auf den Grund zu gehen und kann sich bald von der Unschuld Herrmanns und von seiner Treue überzeugen.

Merkwürdig ist der Standpunkt, den Herrmann vertritt, wenn er glaubt, sich nicht mit Emilie verloben zu dürfen, wenn er das Verlöbnis mit Julchen von Rofslau aufhebt und als Grund dafür angibt, dafs durch diesen Bruch seine Hand treulos würde.

Selbst aus politischen Gründen soll schliefslich Herrmann seine Verlobung mit Emilie aufheben, ein weiteres Motiv, das den übrigen dadurch gleicht, dafs es äufserer Natur ist und nicht in dem Charakter der Liebenden liegt.

In der Schilderung der zwischen Emilie und Herrmann erwachenden Liebe hat Lafontaine eine andere Technik als in seinen übrigen Werken verfolgt. Waren sich bis dahin die Liebenden meist sehr schnell über ihre Liebe klar gewesen, so läfst er in diesem Romane Emilie sehr zurückhaltend sein. Vielleicht ist der Grund dafür auf die augenblickliche Wirkung zurückzuführen, die das Erscheinen der schonungslosen Kritik auf Lafontaine machte, die A. W. von Schlegel im „Athenäum“[1]) an Lafontaines Schilderung von Liebschaften übte. Wir dürfen annehmen, dafs Lafontaine durch seine Freunde unterrichtet war, wenn er auch selbst nach Grubers Angabe[2]) kein Interesse für Rezensionen seiner Werke bekundete. Auch sonst hat Lafontaine sich im „Herrmann Lange“ mit besonderer Liebe der Milieuschilderung angenommen. Prächtig sind ihm da manche Schilderungen kleinstädtischer Verhältnisse gelungen; der Nachtwächter, der zugleich der Übermittler der neuesten Stadtereignisse ist, die Neugier und der Neid der Einzelnen untereinander sind Bilder, so natürlich wie nur möglich. Nicht minder gut schildert er die Verhältnisse an dem kleinen Hofe, wo eigentlich die Mehrzahl der Ämter in den Händen einer Familie sich befindet, wo der Adelstitel genügt, um ein Amt, eine Versorgung zu finden.

[1]) Athenäum, Berlin 1798. 1. Bd. 1. Stück S. 151—167.
[2]) Gruber a. a. O. S. 290.

In der Schilderung der Häuslichkeit versucht es Lafontaine sogar einmal, vier Personen eine Unterhaltung bei Tisch führen zu lassen, und gibt sich Mühe, den Worten eines jeden individuelles Gepräge zu verleihen.

So hat der Roman „Herrmann Lange“ durch derartige Vorzüge einen gewissen Wert, der allerdings durch das starke Herausarbeiten der Szenen, die dazu dienen, die Tugend seiner Personen in ein helles Licht zu rücken und der Verbesserung der Moral geneigt zu machen, stark beeinträchtigt wird.

Ein weiteres typisches Beispiel für Lafontaines sklavische Abhängigkeit von seinen Vorbildern bietet sein „Landprediger“,[1]) dem Oliver Goldsmiths „Vicar of Wakefield“ zur Vorlage diente, der seinerseits wieder auf Fiedlings „Joseph Andrews“ und in dem glücklichen Ausgang des Romans auf den „Tom Jones“ zurückgeht, wie Neuendorff[2]) nachweist. Bei Goldsmith wie Lafontaine ist der Inhalt des Romans kurz der, dafs ein frommer Geistlicher mit seiner Familie von vielen Unglücksfällen betroffen, aber nicht durch sie niedergeworfen wird, sondern doch endlich zum Siege mit seiner Tugend kommt, eine Geschichte, die der Hiobs ähnelt. Ein Beispiel möge genügen um zu beweisen, wie genau, bis in alle Einzelheiten, Lafontaine seinen englischen Vorbildern folgte. Im „Landprediger“ tritt ein vornehmer Mann auf, der sich die gröfste Mühe gibt, Auguste Bebenroth zu verführen. Trotzdem nun der ganze Roman in Deutschland spielt, ist diese Person ein Engländer Lisborne, der sicher nur durch treue Copie Goldsmiths in den Roman Aufnahme gefunden hat, wenigstens ist er durch keinen typisch englischen Zug charakterisiert.

In der Geschichte des armen Landpredigers, der in seiner Häuslichkeit mit jedem Pfennig rechnen mufs und sich doch die Daseinsfreude, die Nächstenliebe, die jedem Armen beisteht, bewahrt, boten sich Lafontaine viele Gelegenheiten,

[1]) Leben eines armen Landpredigers 2 Bände Berlin 1800.

[2]) B. Neuendorff, Entstehungsgeschichte von Goldsmiths Vicar of Wakefield Berlin 1903.

rührende Szenen zu gestalten und sich mit grofsem Wortschwall über menschliche Tugenden zu verbreiten. Schon Goldsmith gibt die Lehre: „Die Tugend trägt ihren Lohn in sich selbst, sie mufs erfüllt werden ohne irgendwelchen Hinblick auf äufseren Gewinn.“ Dieses übernimmt Lafontaine, indem er den Wert ideeller Güter gegenüber dem materieller hervorhebt. Dabei ist ihm das stille Familienglück die Hauptsache. Alle äufseren Glücksgüter hat die Familie Bebenroth verloren, da merkt sie erst, welch großer Schatz im Familienglück liegt, eng schliefst sie sich aneinander an und ist gewappnet gegen alle Stürme des Lebens. Gerade in der Behandlung dieser Szenen geht Lafontaine weit über sein Vorbild Goldsmith hinaus. Liegt über dessen Vikarfamilie noch sonniger Humor, mit dem sie die ärmlichen Verhältnisse erträgt, so sind die gleichen Szenen bei Lafontaine ungleich sentimentaler und rührseliger in ihrer Hervorkehrung der äußeren Not und der Einfügung moralischer Lehren, in denen die einzelnen Familienglieder Trost für ihre Lage suchen.

Diesem sentimentalen Milieu entsprechen auch die Charaktere der Mitglieder der Familie Bebenroth. Der Vater ist als tugendhafter Mensch wie alle diese Figuren Lafontaines wohltätig, mitleidig, ein guter Hausvater, der mit zärtlicher Liebe an seiner Familie hängt und besonderen Wert auf die Erziehung seiner Kinder legt. Bezeichnend dabei ist, wie Lafontaine diesen Prediger sich über die Lektüre von Romanen äufsern läfst: „Was man in einem Roman lesen kann, wird ihr Herz die Kinder früh genug lehren; Liebe zum Guten, Schönen, zur Tugend brauchen meine Kinder nicht aus Romanen zu lernen, das haben sie an dem Vorbild ihrer Eltern.“ So verurteilt er es auch, die Güte eines Menschen im Roman zu verherrlichen, ihm genügt es, wenn Gott es weifs und das eigene Gewissen.

Durch eine derartige Erziehung lagert über den Kindern Bebenroths eine ernste, etwas schwermütige Stimmung, die in Elisabeth sogar zu einem pietistisch weltfernen Zug ausartet. Nur zum geringen Teile sind die Kinder lustig und schalkhaft.

Die Mutter bereitet ihre Töchter zu ihrem künftigen Beruf als Gattin, Hausfrau und Mutter vor und ist stets bemüht, ihre Töchter zu verheiraten.

Ganz im Gegensatz zum Charakter von Bebenroths Kindern ist der von Julchen Goldmann geschildert, um zu zeigen, wie der tugendhafte Mensch doch endlich zum Glücke kommt, während der lasterhafte, wenn er auch anfänglich über den tugendhaften triumphiert, schliefslich unterliegt und zugrunde gehen mufs.

Von neuem rollt hier Lafontaine ein Thema auf, demgegenüber er nie eine bestimmte feste Stellung einzunehmen vermag: ob bei der Gründung eines Hausstandes der Wille der Eltern mafsgebend ist, oder ob man nur dem Zuge des Herzens alleiniges Recht gewähren darf. In seinem „Landprediger" wünschen die Eltern eine Vereinigung zwischen Elisabeth und Salzmann, während Elisabeths Herz nur für Pahlen schlägt. Sie ist zwar bereit, dem Wunsche der Eltern zu willfahren, aber als die Eltern merken, wie schwer ihr dies wird, nehmen sie das Opfer ihrer Tochter nicht an und gestehen dadurch das alleinige Recht der Wahl des Herzens zu.

Ein weiterer Punkt, der in Lafontaines Schriften so stark von der Kritik bekämpft wird, sind seine Kinderliebschaften. Hatte er in seinem „Hermann Lange", vielleicht durch A. W. von Schlegels Kritik bewogen, Emilie in ihrer Liebe zurückhaltender sein lassen, so tritt er im „Landprediger" völlig als Verteidiger der Kinderliebe auf. Sie liegt nach seiner Meinung in der Natur und ist durch Menschenwillen unmöglich zu beseitigen.

Eigenartig ist in diesem Roman die feindliche Stellung, die Lafontaine den Vorgesetzten und dem Adel gegenüber einnimmt. Er läfst sich Bebenroth um eine bessere Pfarre bewerben, auf die er durch Fürsprache eines mächtigen Gönners grofse Aussicht hat. Da stirbt kurz vor der Wahl dieser Gönner, und augenblicklich ist auch Bebenroths Kandidatur aussichtslos. Er stellt damit das Konsistorium als derartig beschränkt, bestechlich und willkürlich urteilend hin, wie wir es wohl sonst kaum in seinen Werken finden. Nicht minder

hart verfährt er mit dem Adel, den er als völlig verdorben und wollüstig zeichnet.

Eine bescheidene Stellung nimmt der Humor in diesem Roman ein. Als humoristische Figur hat Lafontaine sicher den Amtmann Schenk und seine Familie darstellen wollen, die nicht genug auf ihren Reichtum pochen können und grofsen Wert darauf legen, Elisabeth diesen Vorzug fühlen zu lassen. Um so wirksamer ist nachher der tiefe Falls Schenks, den seine Verschwendungssucht ruiniert und als Hilfeflehenden zu denen treibt, die er früher in seinem Hochmut verachtete und auf alle Weise zu kränken suchte. Sodann ist der „Landprediger" selbst mit einem humoristischen Zuge ausgestattet in seinem Verlangen, seinen Namen der Nachwelt durch ein Buch zu erhalten, das er zu schreiben beabsichtigt, und zwar nach dem Vorbild des doch von ihm so grundverschiedenen Acontius.[1])

Ein weiteres, hier geschickt verwendetes technisches Mittel entspringt seiner Neigung, künftige Ereignisse anzudeuten. Als Auguste eine Stellung in Berlin annehmen will, lesen die Eltern gerade Richardsons „Clarissa" und werden durch diese Lektüre noch bedenklicher, ihre Tochter in die weite Welt hinausziehen zu lassen, da sie für diese ein gleiches Schicksal befürchten. Durch die Besorgnis der Eltern wird das Unglück angedeutet, das nachher Auguste trifft.

In der Technik der Liebesszenen bewegt sich Lafontaine auch in seinem „Landprediger" noch in den alten Bahnen.

[1]) Jacob Acontius Giacomo Contio, geboren zu Anfang des 15. Jahrhunderts, studierte die Rechte in Italien, lebte lange zu Corte, mufste aber, weil er sich zur protestantischen Religion wandte, mit seinem Freunde Franciscus Betti 1557 sein Vaterland verlassen. Gestorben ist er etwa 1566 oder etwas später. 2 Hauptwerke: De stratagematibus Satanae in Religionis negotio per superstitionem, errorem, haeresim, odium, calumniam, schisma Libri VIII, Basel 1565. Deutsch unter dem Titel: Von listigen Kriegsränken des Satans, Basel 1647, eine Schrift über Einschränkung der notwendigen Glaubenslehren und Duldung aller christl. Religionsparteien. 2. Werk: De methodo sive recta investigendarum tradendarumque artium ac scientiarum ratione libellus, Basel 1558.

Erneut verwendet er das Motiv, zwei Liebhaber sich um ein Mädchen bewerben zu lassen, dessen Liebe der eine, dessen Achtung der andere besitzt. Auch die Verwechslung von Liebe und Freundschaft ist vertreten. Auguste glaubt zuerst nur Freundschaft für Salzmann zu empfinden und bemerkt erst dann, als Elisabeth auf den Wunsch der Eltern der Bewerbung Salzmanns geneigter gegenüber steht, wie stark sie ihn liebt. Durch den Verführer Lisborne in ihrer Tugend gefährdet, rettet sie sich, ein ebenfalls aus dem englischen Familienroman entlehntes Motiv, doch noch und findet ihr Glück in des Geliebten Armen. Auch die Hochzeit zwischen Julie und Karl kommt trotz aller Gefahren im letzten Augenblick zustande.

Den Schlufs des Romans bildet somit wiederum der Sieg der Tugendhaften, der Untergang des Lasters.

Mit Lafontaines „Landprediger“ ist sein „Carl Engelmann“ auf dieselbe Stufe zu stellen, da er in gleicher Weise tagebuchartig zur Darstellung bringt, wie das Schicksal störend in ein Familienleben eingreift, die Glieder der Familie in alle Teile der Welt zerstreut, um sie endlich doch wieder glücklich zusammenzuführen.[1])

In der Charakterisierung der Personen versucht Lafontaine hier zum ersten Male, einen Menschen mit häfslichem Äufsern in dem Herrn von Waldenbruch zur Darstellung zu bringen, der, im Grunde seines Wesens ein tugendhafter Mensch, nur durch die lieblose Behandlung, die ihm von Jugend auf zuteil wird, und durch die Abscheu, die die Leute vor seinem Äufsern empfinden, zu den Taten kommt, die ihm den Namen „Taugenichts“ verschaffen.

Die übrigen Personen zeigen die gleiche Tugendhaftigkeit wie in den andern Familienromanen, selbst Suschen, die in ihrer grenzenlosen Liebe zu Waldenbruch gefallen ist, wird nicht liederlich, trotzdem sie vom Vater verstofsen wird.

[1]) Carl Engelmanns Tagebuch. Berlin 1799.

In dem Bestreben, seinen Personen einen typischen Zug zu geben, schildert er in den beiden Brüdern Engelmann grofse Blumenfreunde, die für ihre Liebhaberei viel Geld ausgeben. Gibt doch diese Leidenschaft dem Verfasser sogleich ein wertvolles technisches Mittel in die Hand, indem Suschen in dem Bestreben, den Vater durch eine seltene Blume zum Geburtstage zu erfreuen, mit ihrem Verführer Waldenbruch zusammenkommt.

Der innere Charakter des Romans ist bedeutend realistischer als im „Landprediger". Hatte er dort Auguste nur nahe an eine Verführung gebracht, so läfst er hier Suschen verführt und infolge der Schande, die sie damit über ihre Familie bringt, aus dem Hause gejagt werden. In gleicher Weise wird ihr Liebhaber Waldenbruch von seinem Vater wegen angeblicher Verführung seiner Stiefmutter aus dem Hause gewiesen.

Diesem realistischen Gemälde läfst Lafontaine erst später den Nachweis folgen, dafs Suschen sowohl wie Waldenbruch völlig tugendhafte Menschen sind, deren eheliche Vereinigung nur der Vater Waldenbruchs verhinderte, indem er seinen Sohn einsperrte. Auch in der Verführungsszene der Stiefmutter stellt es sich heraus, dafs der Vater übereilt in der Verdammung seines Sohnes gehandelt hatte. Endlich wird ihr wahrer Charakter doch erkannt und in der Verheiratung der Liebenden wird die Tugend belohnt.

In den Trennungsmotiven zwischen den Liebenden ist in „Carl Engelmanns Tagebuch" keine Änderung eingetreten. Wiederum ist es der Vater, der seinem Sohne eine andere Braut auswählte und dadurch dessen Herzenswahl hindernd gegenübertritt. Schliefslich endet der Roman doch mit dem Triumph des Herzens. Auch Mifsverständnisse bringen die Gefahr, die Erklärung der Liebe zwischen Julie und Waldenbruch zu versäumen.

In moralischer Beziehung ist Lafontaines Stellung zur Ehe mit einem unehelich Geborenen bemerkenswert. Zwar sträubt man sich zuerst, eine Ehe zwischen Linchen und dem tapferen

Rudeli zuzugeben, aber schliefslich siegt auch hier das Herz. Man gibt die Verheiratung zu, da beide sich innig lieben.

Gelegentlich wird versucht, die Stimmung der Personen durch die sie umgebende Szenerie zu malen. Die erhabene Alpennatur, die die beiden Freunde durchwandern, läfst sie alle irdischen Sorgen geringer achten und ihren Blick auf den helfenden Gott richten, um von ihm Befreiung von dem Herzeleid zu erhoffen, — während ein verfinstertes Zimmer, in dem sich der Betrübte mit Youngs Nachtgedanken beschäftigt, angetan ist, ihn noch tiefer in seine Hoffnungslosigkeit sinken zu lassen.

In dieser Reihe darf die von gleicher Stimmung getragene „Familie von Halden“ nicht fehlen.[1])

Vorbild für diesen Roman war ihm gleichfalls der englische Familienroman, von dessen treuer Nachbildung er sich nicht freimachen konnte.

Man könnte diesen Roman ein scharfes Gericht über die schlimmen Charaktereigenschaften der Habsucht, des Neides und des Ehrgeizes nennen, wenn man die Grundstimmung der einen handelnden Partei ins Auge fafst.

In schroffen Gegensatz zueinander sind hier wieder die Bösen und die Guten gesetzt und durch die schliefsliche Belohnung der Guten dem Romane ein stark moralischer Charakter beigelegt.

Die grofse Partei der Bösewichter setzt sich zusammen aus der Frau des Kammerherrn von Halden, ihrem ältesten Sohne Karl, dem Herrn von Seelenberg und seinen Kreaturen. Zu ihnen ist noch als willenloses Werkzeug seiner Gattin der Kammerherr selbst zu rechnen. In ihrer Habsucht hat die Frau des Kammerherrn es auf das Vermögen ihres Schwagers, des Majors von Halden, abgesehen, das sie ihren Kindern sichern will, und ist empört, als dieser eine Gattin heimführt und dadurch ihre Pläne vernichtet.

[1]) Die Familie von Halden. 2 Teile. Berlin 1797.

Ein weiterer übler Zug in ihrem Wesen ist der Hafs gegen ihren zweiten Sohn Hennig, der soweit geht, dafs sich schliefslich der Onkel des armen Knaben annimmt, — alles geschieht nach dem Vorbild von „Peregrine Pickle“.

Das Widerwärtige in Karls Charakter ist sein ehrgeiziges, kriechendes Wesen, ihm ist jedes Mittel recht, wenn er nur dadurch vorwärts kommt.

Wie strahlend sind diesen verwerflichen Menschen gegenüber die der anderen Partei gezeichnet! Der Major in seiner Herzensgüte, zwar etwas polternd, aber ein seelensguter Mensch, der kein Unrecht dulden kann. Ihm zur Seite der treffliche Hennig, ganz das Produkt der Erziehung seines Onkels und dessen vortrefflichen Helfers Seibold, sowie des alten, braven Dieners Hennig; ihnen an Güte nicht nachstehend die weiblichen Personen, Hannchen, des Majors Gattin, Emilie, des Kammerherrn von Halden Tochter, und Louise, des Grafen Espenbruch Tochter.

Aus dem Zusammentreffen beider Parteien ergeben sich die Konflikte des Romans, die in der Liebe zwischen Emilie und Seibold in den Standesunterschieden liegen. Er als Erzieher soll nicht das Recht haben, seine Augen zu der Adligen aufzuheben. Erst als er sie vom Tode des Ertrinkens rettet, hat er einen Anspruch gewonnen.

Verschiedene Motive werden eingeführt, die die Liebenden trennen. Einmal liegt ihr Verschulden darin, dafs sie ein gegenseitiges Geständnis ihrer Liebe versäumen. Dann wird als weiteres Trennungsmotiv der Präsident von Seelenberg eingeführt, der sich ebenfalls um die Hand Emiliens bewirbt und die Zustimmung der Eltern besitzt. Darauf eine ungeheure Menge von Entführungsszenen, die stets im letzten Augenblick die Liebenden kurz vor ihrer Vereinigung auseinanderreifsen. Zuletzt mufs auch noch Seibold Werbern in die Hände fallen, bis schliefslich durch des Geretteten Vereinigung mit Emilie das alleinige Recht des Herzens Standesunterschieden gegenüber proklamiert wird.

Das andere Liebespaar, das in Not geführt wird, ist die Gräfin Louise Espenbruch und ihr Liebhaber Hennig von Halden. Ein Grund für ihre Trennung ist die Marotte des Grafen, der sich für einen grofsen Diplomaten hält und sich gern verwickelten Situationen gegenüber befindet, um in ihrer Lösung sein Geschick beweisen zu können. Gestalten wie dieser Graf, den eine besondere Eigenart auszeichnet, finden wir bei Lafontaine häufig, man braucht nur auf Bebenroth im „Landprediger" hinzuweisen, der es immer wieder mit Menschenkenntnis versucht.

Auch die Eifersucht, durch dritte Personen angeregt, fehlt nicht in der Zahl der Motive, die geeignet sind, das Paar auf ewig unglücklich zu machen; hier wird eine Buhlerin gegewonnen, die den vertrauensseligen Hennig verführen soll.

Hinter allen Intriguen steht jedoch hier der Teufel Seelenberg, der seine höchste Aufgabe darin sieht, fremdes Glück zu zerstören.

Die übrigen handelnden Personen können aus unserer Betrachtung ausgeschaltet werden, da sie nur vom Dichter eingefügt sind, um den Charakter des Bösen im Roman noch stärker zu unterstreichen.

In rein technischer Beziehung ist gar manches an diesem Roman verfehlt. Zunächst die geradezu erdrückende Menge von Verführungsversuchen des Präsidenten Seelenberg, den Lafontaine nicht düster und wollüstig genug malen kann. Alsdann die Anzahl von Verschleppungen und Entführungen, die den Zweck haben, Liebende kurz vor der Vereinigung auseinander zu reifsen und ihr Glück in Frage zu stellen. So sind schliefslich fast alle Familienglieder in der Welt zerstreut und müssen endlich durch öfters unglaubwürdige Errettungen wieder zusammengeführt werden, um dem Romane einen glücklichen Ausgang zu sichern. Als besondere Nachlässigkeit mufs es dem Dichter angerechnet werden, dafs er eine Person, Hannchen, die Tochter des Majors von Halden, überhaupt vergifst und uns von dem Augenblick an nichts mehr über sie

berichtet, da Hennig von Halden es gegen den Wunsch seines Onkels abgelehnt hatte, sich mit dieser Cousine einst zu vermählen.

In den Szenen, in denen er seine Personen Liebe und Freundschaft verwechseln läfst, wandelt er noch immer im altgewohnten Gleise, genau so wie mit den Schilderungen der gar rasch in den Herzen seiner Personen aufkeimenden Neigung. So ist in technischer Beziehung kein Fortschritt in diesem Romane zu verzeichnen.

Des moralischen Zweckes wegen findet auch in der „Familie von Halden“ eine Belohnung der Guten statt. Sie finden ein stilles häusliches Glück, das so ganz ihrem Wesen entspricht, während die Bösen zwar noch eine Weile eine Rolle in der grofsen Welt spielen, schliefslich aber doch noch zur Partei der Guten, wie die Frau von Halden, in reumütiger Gesinnung gebracht werden, oder, wie ihr Sohn Karl, im Getriebe der Welt der Bösen untergehen.

8. Ideen und Tendenzen.

Ein wechselvolles Bild schriftstellerischen Schaffens entrollt die vorstehende chronologisch fortschreitende Betrachtung der Werke Lafontaines, von den Anfängen seiner Dichterlaufbahn bis etwa zum Jahre 1800, wo er den Höhepunkt seines Schaffens erreicht hatte. Trotz der Mannigfaltigkeit, die ihn so manche Dichtungsart versuchen liefs, ist Lafontaine sich in den Grundzügen seines Wesens, die in seiner ganzen Natur nicht minder begründet sind wie in seinem Berufe, stets gleich geblieben.

Für die Betrachtung seiner Stellungnahme zu einigen Lebensfragen ist es wohl angebracht, zuerst seinen Beruf als Feldprediger ins Auge zu fassen und seinen Glauben in den Grundzügen zu zeichnen. In seinen Predigten sowohl wie in seinen Romanen zeigt er sich als rationalistischer Pfarrer der Aufklärungszeit, dem es auf den Glauben an Gott mehr als auf das Dogma ankam. Er sucht stets Gott als den gütigen Vater darzustellen, der alle Menschen liebt und nur ihr Glück will.

Wegen der Wohltaten, die er allen erweist, sind sie auch verpflichtet, ihn zu lieben; nicht minder soll man die Brüder lieben, da Liebe wohltut, während der Hafs unruhig macht. Überhaupt können wir Menschen nach seiner Ansicht niemanden ewig verdammen, selbst den Ungeliebten nicht, da wir kein Recht dazu haben. Auch ist es nicht Gottes Absicht, den Menschen zu verdammen, sondern er, die höchste Liebe, mufs jedes Geschöpf retten wollen. Ein starkes Zutrauen hat Lafontaine zu dem Gewissen, „der Stimme der Vorsehung", wenn man ihr gehorcht, dann hat man sein Schicksal in der Hand. Das Übel ist geduldig als eine Prüfung Gottes zu ertragen, auf den „guten Engel Zeit" zu hoffen, der auch den tiefsten Schmerz lindert und allmählich beseitigt. Nicht soll man in Not verzagen, sondern fest auf Gott vertrauen, der stets hilft, der durch den Schmerz unser Herz veredelt, unsere Liebe verfeinert und unser Grab verschönert. Haben wir nach diesen Forderungen gelebt, dann können wir getrost dem Tod ins Auge schauen, er wird zu uns kommen als ein Freund.[1]) Mit besonderer Schärfe aber wendet sich Lafontaine gegen die Vertreter einer mechanischen Weltanschauung und verurteilt ihre lästernden Worte, wenn sie sagen: „Gebt mir einen Stand aufserhalb der Erde und ich will sie in ihrem Laufe aufhalten".[2]) Sie zerstören, wie er glaubt, alle Moral, indem sie das „Deus est in nobis" ableugnen und für jede Empfindung eine Fleischfaser in Bewegung setzen, denn über die mechanischen Gesetze vergessen sie die Gesetze der ewigen Liebe und höchsten Vernunft Gottes, die alles lenkt. Nicht minder eifert er gegen die mystischen Religionsschwärmereien seiner Tage. Er gehört zu den aufgeklärten Geistlichen, die gegen Zauberei und Wunderwesen vorgehen[3]) und sie als Täuschung, als Hokuspokus darzustellen sich bemühen. Hierfür ist seine Stellungnahme zu dem Auftreten Cagliostros im „Rudolph von Werdenberg" besonders charakteristisch, aber auch sonst finden sich in

[1]) Quinctius Heymeran von Flaming 2, 480.
[2]) Gewalt der Liebe, 4. Teil, 1. Erzählung. Natur und Buhlerei S. 121 ff.
[3]) Rudolf von Werdenberg S. 342.

seinen Romanen Stellen, in denen er gegen den Gespensterglauben eifert.

Eigenartig ist seine Stellung zu den Andersgläubigen. In seinem „Sonderling“ [1]) äufsert er sich über seine Stellung zum Judentum. Er gehört nicht zu den Geistlichen, die die Juden ihrer Religion wegen ewig verdammen, sondern gibt zu, dafs auch unter ihnen, auf die man sonst stets alle Sünden schiebt, auch gute Menschen sind, und vertrittt dabei den Standpunkt, dafs „gute Menschen auch eine gute Religion besitzen“, gleichgültig welche es sei.

Schärfer urteilt er über die katholische Kirche, in der ihm das Klosterwesen unsympathisch ist.[2]) Er verwirft das Kloster als Menschenerfindung, da in ihm nicht mehr Gott als der gute, gnädige Vater verehrt wird, sondern nur Gott als der gestrenge Richter. Mit besondere Energie wendet er sich gegen die Unduldsamkeit der katholischen Kirche, die jeden Andersgläubigen als Ketzer zu vertilgen bestrebt ist und zwar mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, gerechten und hinterlistigen.[3])

Ein weiterer Punkt, in dem er die katholische Kirche angreift, ist die Forderung der Ehelosigkeit ihrer Priester und ihrer Nonnen, da letztere, nach seiner Ansicht, dadurch ihrer Naturbestimmung, Hausfrau, Gattin und Mutter zu werden, verlustig gehen. Demgegenüber rühmt er das Los der protestantischen Geistlichen, die in ihrem Familienglück und der Liebe zu den einzelnen Familiengliedern ein Vorbild für die ganze Gemeinde sind. Alles aber überstrahlt und erhellt nach seiner Auffassung vom geistlichen Berufe die himmlische Macht der Duldsamkeit und Liebe. Die Darstellung der wahren Liebe nimmt daher in seinen Werken eine hervorragende Stellung ein.

„Gott selbst schuf in unsern Herzen die Liebe, um die Tränen der Sterblichen zu trocknen, das Leben zu trösten,

[1]) Der Sonderling 2, 179. 182ff.
[2]) Antonie oder das Klostergelübde S. 128.
[3]) Ebenda S. 160.

es wünschenswert machen", so läfst er die Nonne Zezilie über die Liebe urteilen,[1]) die so manche seiner Standesgenossen für etwas Unehrbares hielten, von dem sie nicht sprechen dürften ohne zu erröten, die abfällig urteilten über die Romanschriftsteller, die der Liebe eine hervorragende Stelle in ihren Werken zuwiesen. In dieser Beziehung spricht Lafontaine selbst „pro domo", da sich seine Romane zumeist um die Liebe in ihrem wechselvollen Gewande drehen, die Liebe, die zu einem höheren Wesen macht und die bewirkt, dafs man seine Umgebung liebt, alle Menschen, ja selbst die ganze Schöpfung, die in den Augen der Liebe ein Paradies zu sein scheint, denn sie ist die Grundfeste der menschlichen Glückseligkeit. Streng verurteilt er jene Liebe, die aus gereizter Sinnlichkeit, aus Wollust oder Ehrgeiz entsteht. Sie hat, wie er glaubt, keine Dauer und mufs enden, sobald die so Liebenden voneinander getrennt und ihre Sinne somit nicht mehr aufgereizt werden. Solche Sinnenliebe zieht die Moral des Menschen herab. Ihr gegenüber steht die wahre Liebe, die Lafontaine als das völlige Zusammenfliefsen zweier Seelen schildert. Wenn solche Liebe ein Paar erfüllt, dann haben sie alles gemeinsam, Gedanken, Empfindungen, Wünsche, Hoffnungen und Träume. Das Entstehen der Liebe zwischen Mann und Weib stellt sich Lafontaine in folgender Weise vor: Durch ihre Reize zieht das Mädchen den Mann an sich, sie empfängt ihn mit Freundschaft und hält ihn fest durch ihr Herz. Dann ist ein glückliches Familienleben gesichert, wenn man nicht aus äufseren Gründen des Wohllebens, der Bequemlichkeit, der Mode oder gar der Sinnenlust heiratet, sondern wenn die Ehe aus dem Bündnis zweier tugendhaften Menschen besteht, die für ihre Liebe alles opfern können, die mit Freuden das Szepter über die Welt hingeben für ein stilles Familienglück. In einer so geschlossenen Ehe ist es dann Aufgabe der Frau, sobald die sinnliche Liebe zu erkalten beginnt, dafür zu sorgen, dafs eine

[1]) Antonie oder das Klostergelübde S. 172.

herzliche Freundschaft in die Herzen der Ehepaare einzieht, die auch das Grab überdauert, nachdem die Wallungen der Leidenschaft längst vorüber sind. Dafs Lafontaine ganz besonders sich in der Schilderung stillen Glücks ergeht, wurde bereits im Kapitel „Novellistik“ eingehend erörtert.

Das stille häusliche Glück, das nach Lafontaine seine schönste Blüte treibt in stiller, einsamer, ländlicher Gegend, führt uns zu seinen Ansichten über den Staat und die einzelnen Stände. Glücklich schätzt er den Adel, wenn er sich seiner Aufgaben bewufst wäre, die ihm eine vermittelnde Stellung zwischen Fürst und Volk anweisen, ihm Gelegenheiten geben, durch Wohltaten das Herz der Bürger zu erobern. Diesem Idealbilde gegenüber beklagt er bitter sein wirkliches Verhalten: der Adel der Gegenwart fände vollauf Befriedigung im zähen Festhalten am Alten, er sei den neuen Aufgaben nicht gewachsen, sähe die Untertanen als Knechte an, die nur zum Spielball seiner Launen, deren Töchter zur Befriedigung seiner Wollust da wären.[1]) Das ist ein düsteres Bild: wo Lafontaine einen Verführer zeichnen will, tritt dieser zumeist in der Maske eines selbstbewufsten stolzen Adligen auf.

Wenig gut verfährt Lafontaine auch mit den Herrschern kleiner Fürstentümer, deren geringste Tugend zumeist die Gerechtigkeitsliebe ist, die sich von der Hofkabale beeinflussen lassen, oft willenlose Sklaven ihrer Minister — und ihrer Mätressen sind. Er malt aus, wie sie lieber ihr Geld für Theater, für Schauspielerinnen und sonstige Vergnügen ausgeben, als dafs sie armen Veteranen helfen, die in ihrem Dienste ihre gesunden Gliedmafsen einbüfsten.

Recht eigenartig auch mutet uns Lafontaines Ansicht über Ehre an. Wie die meisten Schriftsteller seiner Zeit ist er ein Gegner des Duells, das er öfters abfällig beurteilt und entschieden ablehnt. Er versucht zuweilen eine Scheidung zwischen innerer und äufserer Ehre herbeizuführen, wobei aber

[1]) Die Pfarre an der See 3, 76.

die handelnden Adligen, denen er seine Ansichten in den Mund legt, zu seltsamen Äufserungen kommen, die deutlich zeigen, wie verschwommen sein Ehrbegriff ist.

Diesem bevorzugten Stande stellt er den Bauernstand gegenüber, der glaubt, dafs auf seinen Schultern die ganze Last des Staates ruhe, dafs er das Vaterland ernähren müsse, ohne selbst einen Vorteil dabei zu haben. Alle Stände forderten nur von ihm und wollten ihm doch nichts geben. Aus dieser Stimmung heraus will Lafontaine die alle Wohltaten abweisende Stellungnahme der Bauern erklären, weil der Bauer nicht glauben kann, dafs ihm jemand aus besserem Stande wirklich Wohltaten erweisen wolle, es also gut mit ihm meine.

Alles Gute dagegen erhofft er von dem Mittelstande, weil in ihm die meiste Menschlichkeit, das meiste Glück anzutreffen sei. Im Mittelstande seien die Menschen nicht vermögend genug, ihre Kinder nur zum untätigen Genusse zu bestimmen, ihr Glück läge darin, dafs sie ihre Kinder anhielten, sich zu bilden, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben, mit deren Hilfe sie sich einst in fleifsiger Arbeit ihr Brot erwerben würden. Die Leute des Mittelstandes sind nicht von Wohltaten abhängig, darum können sie Freundschaften schliefsen mit denen, mit welchen sie in tätigem Wettbewerb sich ihre Nahrung verschaffen. Darum ist es sein Hauptwunsch, die Menschen zur glücklichen Bescheidenheit anzuhalten.

Aus diesen Ständen, zu denen noch der unterste Stand zu zählen ist, der sich in dem Kampfe um das tägliche Brot aufreibt und neidisch auf die blickt, die besser gestellt sind, setzt sich der Staat zusammen, der durch Gesetze wohl eingerichtet, mild regiert werden mufs von einem Fürsten, dessen höchstes Ideal es ist, Hüter und Förderer der Gesetze zu sein. Die bösen Folgen der Gesetzlosigkeit sind schon in der Darstellung der historischen Romane erwähnt. Bemerkenswert sind Lafontaines Wünsche für ein einiges Deutsches Reich, wenn er auf die verworrenen Verhältnisse hinweist und sagt: „Ach wenn doch endlich einmal ein Mensch die Rechte, die

Verfassung von ganz Deutschland in Ordnung bringen wollte, denn man weifs so oft nicht, was diesem zusteht, was jenem".

Als strengen Anhänger einer monarchischen Staatsregierung bekennt sich Lafontaine und tritt für die Unverletzlichkeit des Herrschers ein, indem er sagt, dafs ein Volk, das seinen König ermordet, nie diesen Fleck auf dem Schilde seiner Ehre wieder tilgen könnte.

Von den Gerichten seiner Zeit hält er nicht viel, weil sie in ihrer Langsamkeit der Verhandlungen die Prozesse ungeheuer in die Länge ziehen. Liest man diese Ausführungen, so braucht man nur an Goethes Bericht über seine Wetzlarer Tätigkeit zu denken, um vollständig Lafontaines Ansicht zu sein. Zudem bezeichnet er noch die Justizamtmänner als feile für Geld käufliche Seelen, die desjenigen Partei ergreifen, der ihnen das meiste bietet.

In einem geordneten Staatswesen mufs alsdann die Bildung seiner Bewohner gepflegt werden; Lafontaine schliefst sich hier völlig den Ansichten von Locke, Montaigne und Rousseau an, die besonders die sittlichen Qualitäten des Menschen fördern und ihn zu einem tugendhaften Staatsbürger erziehen wollen. In der Tugend müssen die Eltern den Kindern ein Beispiel geben, dann werden sie im Alter einst treue Helfer, Tröster und Stützen an ihnen erhalten. Eingeführt werden müssen die Kinder in die Reize, die in der stillen Häuslichkeit, im Familienglück, nicht in dem Hasten und Jagen der grofsen Welt liegen. Darum ist Lafontaine auch so oft bemüht, das Idyll eines Dorfes, einer kleinen Stadt zu malen mit ihren Bewohnern, deren Schwächen und Vorzügen, und kommt so allmählich zu seinem Menschlichkeitsideal, das er im „Sonderling" ausspricht:[1]) „Einen gesunden Magen um zu leben, ein Haus, ein Kleid, ein Weib, einen Freund und bei einem Weibe auch den nicht einmal, und dann Frieden mit sich selbst." Gerade die Freundschaft steht bei ihm theoretisch in besonderem Ansehen, Mit einem Freunde in Freud und Leid treu zusammen-

[1]) Der Sonderling 1, 34.

stehen, das hilft über allen Kummer, alle Not und Sorge hinweg. Wenn man alles verloren hat, dann ist die Freundschaft das höchste Gut, das einen ungeahnten Reichtum in sich birgt. Ja im „Werdenberg“[1]) stellt er sogar die Freundschaft hin als „köstlicher denn Frauenliebe“. Die Rolle, die sie dagegen in seinen anderen Romanen spielt, ist im Verhältnis zu dieser Schätzung bescheiden.

Aus allen diesen Ausführungen können wir uns wohl Lafontaines Ideal eines guten Menschen herstellen. Von treuer Eltern Liebe in den Tagen der Kindheit behütet, soll er schon bald lernen, ihnen diese Liebe durch Folgsamkeit zu danken. Bei seiner Erziehung ist mehr Wert zu legen auf Bildung des Charakters und der inneren Herzensgüte, als auf umfassende wissenschaftliche Kenntnisse. Ist der Knabe erwachsen, dann soll Wohltätigkeit seine schönste Tugend sein, die es versteht, die Bedürftigen zu finden und sie glücklich zu machen. In dieser Wohltätigkeit soll er aber stets im Stillen wirken und nie der Ehre wegen in der Öffentlichkeit damit prahlen. Nachsichtig, mitleidig mit den Menschen zu sein, duldsam, und gegen die Toren nicht Verachtung hegen, das sind weitere Tugenden, die ihm zur Zierde gereichen. Hat er einen edlen Plan vollendet, so soll er ihn in christlicher Demut nur für den Anfang einer neuen Schöpfung halten. Ist die Zeit gekommen, sich einen eignen Hausstand zu gründen, so gehe sein Bestreben dahin, ein ehrlicher Mann, ein guter Vater und Gatte und, wenn ihm Untergebene unterstellt, diesen ein guter und gerechter Herr zu sein. Hat er Achtung vor seinem Weibe und Liebe zu seinen Kindern, dann wird ihm auch ein schönes Familienglück erblühen, das ihn zu einem beglückten Alter führt: ein Typus des Humanitätsideals, achtungswert, aber ohne Tiefe und Persönlichkeit.

Zum Schlufs dieser Betrachtung wäre vielleicht noch Lafontaines Urteil über schriftstellerische Tätigkeit erwähnenswert. Das oft so scharfe Urteil über den Adel in Romanen

[1]) Rudolph von Werdenberg S. 30.

will Lafontaine aus der bürgerlichen Abkunft der meisten Schriftsteller erklären. Sie bekämpften des Adels Vorurteil in ihren Schriften, weil es sie beleidigt. Adlige Schriftsteller würden nie Bürgerstolz geifseln, weil sie ihn überhaupt nicht empfänden. Ihm selbst kommt es in der Hauptsache nur darauf an, in seinen Romanen Szenen zu gestalten, die das Herz des Lesers rühren und in seinem empfindsamen Gemüte verwandte Saiten anklingen lassen.

Das Schauspiel nennt er die einzige, uns aus der Zeit der Vorfahren erhaltene öffentliche Belustigung, aber während dort grosse Volksbegebenheiten sich auf der Bühne abspielten, beschränkten sich die modernen Stücke auf Familienintrigen, Liebeshändel, die glücklich mit der Heirat, unglücklich mit dem Tode schliefsen.

Die Darstellung vaterländischer Begebenheiten auf der Bühne aus Patriotismus weist er ab, da er ihre Beliebtheit nur aus dem bunten Kostüm erklärt und aus der äufseren Pracht, mit der sie aufgeführt werden. Trotzdem spricht er den Schauspielern doch eine grofse Wirkung auf die sittliche Qualität eines Volkes zu. Man sieht, das Ritterstück hatte sich überlebt, aber Schillers historisches Drama war noch nicht geboren!

9. Technik.

Überblickt man die bisherige Darstellung, so ergeben sich vier verschiedene Gattungen der schriftstellerischen Tätigkeit Lafontaines: Novellen, pädagogische Romane, historische Romane, Familienromane. Zu ihnen gesellen sich noch als nebensächliche Gattungen, die seiner Dichterfrühzeit angehören, die „Szenen“ und „dramatischen Werke“. Für die in dieser Studie behandelte Epoche von Lafontaines Schaffen kommen Märchen, ausgesprochen moralische Erzählungen und sonstige kleinere Arbeiten noch nicht in Betracht. Die genannten vier Hauptgattungen verlangen jedoch noch eine Würdigung von seiten der darin geübten Technik.

So ziemlich alle Arten der Darstellungsweise hat Lafontaine in seinen Romanen zur Anwendung gebracht, indessen überwiegt bei ihm die Form des „Er“romans, in dem der Dichter vollkommen objektiv darstellt und dabei weder den Leser selbst anspricht, noch seine eigne Person in den Vordergrund drängt.

Eine weitere Art der Darstellung ist die, in der er sich gleich Rousseau in seiner „Nouvelle Héloïse“ und Goethe im „Werther“ als Herausgeber bezeichnet, der die Handlung seines Romanes aus Privatbriefen entnimmt. Am glaubwürdigsten versucht er diese Angaben in seiner „Klara du Plessis“ zu machen, indem er öfter französische Briefe und Verse einstreut und behauptet, er müsse sie aus dem Original übernehmen, da er sie nicht übersetzen könne.

Eine Abart von einer derartigen Behandlung ist die, dafs zum Beispiel ein Sohn im Auftrage seines Vaters die Erlebnisse der Familie in ein Tagebuch berichtend einträgt,[1]) wobei gelegentlich bereits einige Zeit verflossen ist, so dafs er die Ereignisse zurückblickend nachträgt.

Seltener begegnet der echte „Ich“roman wie im „Saint Julien“.[2])

Bei diesen Arten kann aber noch immer objektiv erzählend vorgegangen werden, erst allmählich hat sich Lafontaine das technische Mittel zu eigen gemacht, durch eingestreute Anreden sich an den Leser zu wenden,[3]) ihn zur Teilnahme an dem geschilderten Unglück einer Familie aufzufordern, ihn auf künftige rührende Szenen hinzuweisen, oder sonst ihn zum Urteil über diese oder jene Person, oder über die Verhältnisse anzuregen, wie es Fielding und Sterne in ihren Romanen mit Vorliebe tun. Auch orientierende Kapitelüberschriften hat er von ihnen gelernt.

In den Einsätzen seiner Romane hat er alle möglichen Arten zur Anwendung gebracht, bald geht er topographisch

[1]) Vgl. Carl Engelmanns Tagebuch.

[2]) Vgl. Leben eines armen Landpredigers.

[3]) Vgl. Familie von Halden S. 1ff. und Leben eines armen Landpredigers 2, 259.

vor, wie im „Rudolph von Werdenberg“, wenn er beginnt: „In dem Schatten hoher Linden im Burggarten zu Rheinegk sals der edle, alte Graf Heinrich von Werdenberg . . .“, oder historisch, indem er in vergangene Zeiten seinen Blick schweifen läfst. Nicht minder gern beginnt er mit einem Stimmungsbild oder einer Naturschilderung, oft auch nur mit einer allgemeinen Sentenz, oder einer chronologischen Bemerkung, so wenn er sagt: „Der Tag eilte auf den Flügeln der Freude dahin“. Dieses sind die hauptsächlichsten seiner Einsätze, zu denen sich noch eine gröfsere Anzahl seltener verwendeter gesellt.

Alsdann beginnt er mit der Einführung seiner Personen. Das Einfachste ist, wenn uns der Verfasser sogleich mit der ganzen Familie bekannt macht, die er uns bei irgend einer Hantierung erblicken läfst. Ein passendes Beispiel dafür ist sein „Rudolph von Werdenberg“. in dem uns sogleich auf den ersten Seiten die ganze Familie vorgestellt wird. Der Vater sitzt im Schatten hoher Linden, um die Laube spielen seine drei Söhne mit ihrem Freunde, während die Tochter neben ihrer Mutter sitzt und dem Spiele ihrer Brüder zuschaut. Schon aus den kindlichen Spielen können wir den Charakter dieser Jugend erraten und sind auf diese Weise völlig mit den einzelnen Familiengliedern vertraut.

Auch tatkräftige, entschlossene Helden führt uns Lafontaine gern vor, wenn sie bei einer edlen Handlung sind, die ihnen das Herz ihrer Untertanen gewinnt und ihnen selbst Ruhm verschafft.[1])

Oder er führt die Personen damit ein, dafs er sie in irgend einer Gesellschaft erscheinen läfst und nun ihr Äufseres beschreibt. Als Mangel seiner Darstellungsgabe ist es zu bezeichnen, dafs er es nicht vermag, Schönheit der Personen zum Ausdruck zu bringen durch ihre Wirkung auf die Umgebung, sondern stets beschreibend vorgeht.[2])

[1]) Vgl. Rudolph von Werdenberg S. 128.
[2]) Vgl. Herrmann Lange S. 258.

Gelegentlich läfst er erst später in die Handlung eingeführte Personen vorher im Dialog erwähnen, wie z. B. in der „Familie von Halden“, wo man längst weifs, dafs der Graf Espenbruch eine bildschöne Tochter besitzt, die dann erst viel später auftritt.

Nicht immer zeigt er genügendes Geschick, Personen, die er zu gewissen Szenen brauchte, später, wenn er ihrer nicht mehr bedarf, so verschwinden zu lassen, dafs man sich nicht fragt, was aus ihnen geworden ist. Ein typisches Beispiel dafür ist ebenfalls die „Familie von Halden“, in der er Hannchen, des Majors Tochter, einführt, um in der Liebe zwischen Hennig und Louise ein retardierendes Moment zu haben. Als dieses erreicht ist, verschwindet gleichzeitig Hannchen und sie ist die Einzige, die nachher an dem glücklichen Ausgange des Romans keinen Anteil hat.

Nach der Einführung der Personen findet meist sogleich ihre Charakterisierung und die Schilderung ihres Äufseren statt, soweit dies nicht mit einigen Bemerkungen schon bei der Einführung geschieht.

Lafontaine scheut sich sichtlich, bedeutende historische Persönlichkeiten in seinen Romanen auftreten zu lassen und ihr Charakterbild zu zeichnen. Als Beispiel dafür drängt sich uns sein historischer Roman „Rudolph von Werdenberg“ auf, in dem er seine Ansichten über Frankreich und die französische Revolution von 1789 klarlegt. Wollte er diesen Roman tatsächlich in jener Zeit spielen lassen, so hätte er unbedingt die Führer der Parteien, auch den König, in ihrem Wesen schildern müssen. Allen diesen Schwierigkeiten geht er dadurch aus dem Wege, dafs er die Ereignisse in der Revolutionszeit Helvetiens sich abspielen und als Titelhelden einen Mann auftreten läfst, dessen Charakter ihm Johannes von Müllers „Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft“ bot.

Anders dagegen verfährt er in der Verwendung typischer Personen aus seinem Bekanntenkreise und solcher, die in seiner Zeit eine Rolle spielten. Will er einen Schulrektor schildern, so kommt ihm seine eigne Schülerzeit in den Sinn und er ver-

herrlicht in dieser Romanfigur seinen ehemaligen Lehrer, den Konrektor Bosse im „Martineum“, der ihm die nie verlöschende Liebe zu den Schriften der Griechen und Römer ins Herz gepflanzt hatte. Will er einen wohltätigen Mann schildern, so gedenkt er, wie im „Landprediger“, des eigenen Vaters, der einst einem Armen einen silbernen Löffel gab, da ihm augenblicklich kein Geld zu Gebote stand. Von Zeitgenossen hat ihn der Abenteurer Cagliostro interessiert, dessen Taten er ausführlich in seinem „Rudolph von Werdenberg“ beschreibt (s. oben S. 70).

Zur Schilderung der übrigen Personen — meist bringt er nur deren Herzenskämpfe zur Darstellung — mufs er zu dem technischen Mittel greifen, möglichst viele seiner Romane in höheren Kreisen spielen zu lassen, die nicht tagtäglich im Kampfe um die Notdurft des Daseins stehen. Geld spielt bei diesen Personen keine Rolle und wird in ungeheuren Mengen verschwendet. So ist er auch unfähig, Leute bei ihrer Hantierung zu schildern. Zwar erlernen seine Jünglinge zuweilen die Landwirtschaft, trotzdem aber finden wir keine Szenen, in denen geschildert wird, wie sie im Schweifse ihres Angesichtes dem Boden den Ertrag abringen. Im „Sonderling“ werden wir mit einem Handwerker, einem Tischlermeister, bekannt gemacht und hören, dafs zwei Freunde bei ihm tätig sind, aber nie wird uns ihr Schaffen vor Augen geführt.

Seine Ansicht über den Adel unterlag schon (oben S. 112) einer eingehenden Betrachtung. Er scheidet sich bei Lafontaine in die, welche wirklich sich ihrer Standes bewufst sind und infolgedessen richtigen Gebrauch von ihrer Stellung machen, indem sie dem Bedürftigen helfen, und solche, die sich nur als Herren fühlen. Die Bürger dagegen sind meist die Bedrückten, wie sich aus den Ausführungen auf S. 113 ergab.

In der Darstellung von Jünglingen und Mädchen bewegt er sich ganz in der sentimentalen Manier seiner Zeitgenossen. Er kann es nicht verstehen, dafs man der Empfindsamkeit eine tadelnde Bedeutung beilegt, eifert vielmehr gegen die grausame Kälte der Menschen allen Lebenslagen gegenüber. Nach seiner

Meinung sollte man nicht über die zarten Empfindungen des Herzens spotten, wenn man nicht zugleich den Keim aller Tugenden vernichten will. So stattet er seine jungen Menschenkinder mit einem Mafs von Empfindung, Weichherzigkeit, um nicht Weibischkeit zu sagen, aus, das in Tränenströmen, in Seufzen und Klagen, in willenloser Ergebung ins Schicksal seinen Ausdruck findet. Es mutet sonderbar an, wenn seine Helden, besonders in den antikisierenden Romanen, zuerst nicht zurückschrecken vor der gröfsten Feindesschar und gleich darauf der Geliebten kindlich rührselig gegenübertreten. Den Höhepunkt erreicht die Sentimentalität, wenn weibliche Seelenstimmungen zu schildern sind. Wenn seine Mädchen unglücklich lieben, siechen sie dahin, die lebhafte Farbe der Wangen, ihr frisches munteres Wesen schwindet, und sie sterben vor Liebesleid, wenn nicht schliefslich doch eine Vereinigung mit dem Liebhaber stattfindet.

In der Schilderung von Mädchen hat Lafontaine sich nur langsam von Wortarmut und Schematismus freizumachen gelernt. Es wurde bereits erwähnt, dafs er stets seine auftretenden Jünglinge und Mädchen porträtiert. Dabei geht es nun im Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn recht kümmerlich zu, wenn er dauernd für die Beschreibung nur die Worte hat: „ein schöner Jüngling“, „ein reizendes Mädchen“ oder mit Rücksicht auf ihre Kleidung sagt: „das Mädchen war schön gekleidet“. Für diese Wortarmut und Armut in der Schilderung ist sein „Aristomenes und Gorgus“ ein typisches Beispiel, wo dauernd die Worte „reizend“ und „schön“ vorkommen, wo die Personen in Strömen von Tränen zerfliefsen.

Es mag hier sogleich die Bemerkung eingeschaltet werden, dafs sich Lafontaine öfters, in dem Bemühen, volkstümlich zu wirken, in der Wortwahl vergriffen hat. Er liebt es, den Personen Kosenamen beizulegen, aber es klingt doch wenig geschmackvoll, den Major von Halden seinen Bruder als Abkürzung für Christoph mit „Herzensstoffel“ anreden zu lassen. Die derbere Zeitsitte siegt über die sentimentale Gewöhnung, wenn ein vornehmer Herr sagt: „Halts Maul, Frau!“ Auch in der Zeichnung der Weiblichkeit begegnen solche Schwankungen,

läfst Lafontaine doch ein zartes Mädchen sich so erregen, dafs sie einem Jünglinge „eine Maulschelle gibt, dafs die Nase blutet".

Allmählich jedoch gelang es unserm Schriftsteller, sich von derartigen Geschmacklosigkeiten frei zu machen und seine Mädchen, die allerdings Muster von Schönheit bleiben, mit schärferen Strichen zu zeichnen. Er achtet nun auf die Farbe des Haares und gewährt uns gelegentlich Einblicke in die Mode der Zeit, wie sie war, oder wie er sie wünschte, indem er die Tracht genauer beschreibt: „bunt durch die Tücher und Bänder, aber sittsam stets geschlossen". Nur da wo uns Mädchen im Hauskleid oder leichtem Nachtgewand entgegentreten, können wir die Schönheit ihrer Formen ahnen.

Intriganten und Bösewichter werden nur selten schon in ihrem Äufseren als solche gekennzeichnet, meist offenbaren sie erst in ihren Taten ihren wahren Charakter. Im Gegenteil, sie treten meist mit einem glänzenden, bestechenden Äufseren auf, durch das sie schnell aller Herzen, besonders das der unerfahrenen Jungfrauen, für sich erobern. Nur einmal, in „Carl Engelmanns Tagebuch" hat Lafontaine versucht, einen häfslichen Menschen zu schildern, dessen rotes Haar und abschreckendes Äufsere alle Welt gegen ihn einnimmt. Aber gerade mit diesem Bild verknüpft Lafontaine die Lehre, dafs man nie einen Menschen nach seinem Äufseren beurteilen darf, indem er gerade ihn sich nachher als guten, sanftmütigen Menschen entpuppen läfst.

Beliebt sind bei Lafontaine die Sonderlinge, die dann wohl eine komische Figur machen, mag ein solcher Sonderling nun ganz modewidrig zu Gesellschaften im Überrock und kurz geschnittenem Haar erscheinen, oder ein beliebtes Steckenpferd haben, von dem er nicht abzubringen ist, wenn er sich für Stammbäume interessiert oder versucht, bei allen Familienfeiern als Redner zu glänzen, was ihm natürlich mifsglückt — und ähnliche Sonderheiten, die den Zweck haben komisch zu wirken.

Es mufs auffallen, dafs in Lafontaines Romanen fast nie die Mütter der Mädchen erwähnt werden, nur Onkel und Tanten überwachen ihre Erziehung. Heiratstiftend treten die Mütter

auch späterhin nur selten auf, meist stehen sie einer Verheiratung ihrer Kinder hindernd im Wege, werden aber gar oft überlistet und müssen dann schliefslich doch zustimmen. Zumeist sind die Mütter gutmütige Wesen, die ihren Kindern in herzlicher Liebe zugetan sind, und nur vereinzelt wird uns das Bild einer Mutter vorgeführt wie das nach englischem Vorbild gezeichnete der Frau von Halden, die ihren Sohn hafst und seinem Lebensglück stets hindernd in den Weg tritt, während sie dem anderen Sohne so in Liebe zugetan ist, dafs sie ihm alles gewährt.

Mit derartigen Personen, wie sie im Vorstehenden kurz skizziert sind, baut Lafontaine seine Handlung auf, in deren Mittelpunkt stets ein oder mehrere Liebespaare stehen. Mögen es nun pädagogische oder historische Romane sein, die grofsen Zeitereignisse und Erziehungstendenzen umgeben nur das Bild einer rührenden Liebe im Kampfe um ihre Existenz. Liebe flammt ja meist sehr schnell im Herzen seiner Jugend auf, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, dafs es Personen gibt, die gegen die aufkeimende Liebe ankämpfen und solche, in deren Herzen nur langsam dies Gefühl der Liebe sich regt. Auch nach A. W. von Schlegels vernichtender Kritik im „Athenäum“ hielt er Kinderliebschaften in früher Jugend für naturgewollt, so dafs man gegen sie nicht ankämpfen kann. Es lag diese Annahme wohl auch in der Zeit, in der die Kinder durch die Erziehung für das gesellschaftliche Leben zu einer Frühreife künstlich gebracht wurden und somit auch solcher Gefühle fähig sein konnten.

Dieser Liebe, die den Grundstoff des Romans überall abgibt, setzt er verschiedene Hinderungsgründe entgegen, die bei ihm typisch wiederkehren. Standesunterschiede sind am beliebtesten; sie zu behandeln bot wohl jeder der besprochenen Romane Anlafs. In ihnen läfst sich der Gegensatz zwischen Alt und Jung konstatieren, der zu scharfen Konflikten führen mufs. Fest halten die Eltern an den alten Traditionen,

während die Jugend nur die Wahl des Herzens gelten lassen will. Gar oft greifen dann die Eltern noch in weiterer Beziehung in das Glück ihrer Kinder ein, wenn sie für sich das Recht beanspruchen, ihnen den zukünftigen Gatten, die Gattin auszuwählen. Diesem Problem gegenüber zeigt sich Lafontaine schwankend, im allgemeinen aber tritt er für das Recht der Wahl des eigenen Herzens ein.

Ein weiterer Trennungspunkt für die Liebenden besteht in Mifsverständnissen und sich daraus ergebender Eifersucht. Hören sie, dafs der andere Teil nicht treu ist oder betrügt, so fehlt ihnen doch der Mut, offen danach zu fragen; in mächtig emporschiefsender Eifersucht entschliefsen sie sich, lieber ganz ihrer Liebe zu entsagen. Oft führt auch das Verschweigen des gegenseitigen Geständnisses der Liebe dazu, die zueinander drängenden Herzen unglücklich zu machen. Sie wagen nicht zu fragen, und so erstirbt die keimende Liebe wieder.

Örtliche Trennung ist ferner geeignet, zwei Herzen einander zu entfremden, besonders, wenn versteckte Sinnlichkeit mit im Spiele war. Dann kann es sich leicht ereignen, dafs ein in sich noch nicht gefestigtes Mädchen zunächst zwar noch schwärmerisch an dem fernen Geliebten hängt, gar bald aber sich einem neuen Liebhaber ergibt, der ihrer Sinnenlust neue Nahrung zuführt. Damit erhalten wir ein neues Trennungsmotiv: der zweite Liebhaber, der auch schon in Gegenwart des ersten auftreten kann. In letzterem Falle ist er mit inneren oder äufseren Vorzügen ausgestattet, die ihm einen raschen Sieg über das schwankende Mädchenherz sichern.

Zahlreich sind die psychologisch analysierenden Szenen, in denen Lafontaine die Parteien Liebe mit anderen Empfindungen, mit Achtung oder Dankbarkeit verwechseln läfst, deren wahren Charakter man erst spät, meist erst kurz vor einer Verbindung erkennt.

So stehen die Paare gar hilflos und verlassen diesen vielen Möglichkeiten gegenüber, die geeignet sind, ihr Lebensglück zu vernichten. In solchen Fällen vermitteln dann freund-

lich gesinnte Personen, die sich zur Aufgabe machen, der Liebenden Vereinigung zu fördern. Hat der strenge Befehl der Eltern die Liebenden getrennt, so treten Jungfern, Jäger und anderes Dienstpersonal in Aktion, die die heimlichen Briefe befördern und Gelegenheiten zu verschwiegenen Zusammenkünften geben, in denen die Liebenden neue Kraft zum Ausharren finden.

Spannung erregt der Dichter dadurch, dafs er seine Helden in Gefahren führt, in denen sie umkommen müfsten, rettete sie nicht ihr guter Engel.

Nicht selten bringt er auch die Paare nahe an eine Vereinigung, die ein Schicksalsschlag wieder verhindert. Dies deckt uns einen weiteren Gesichtspunkt in Lafontaines Technik auf: die Verwendung von Motiven aus anderen Romanarten.

Um Liebende zu trennen brauchte er nur den Abenteuerroman zur Hand nehmen, der durch Betrug, Überfall, Entführung, Verschleppung zahlreiche Möglichkeiten bot, die Liebenden durch Länder und Meere voneinander zu scheiden. Der Nachteil einer Verwendung dieser Motive liegt nur in der Schwierigkeit, die Liebenden zum Schlufs wieder zusammenzuführen, was oft durch recht seltsame Gründe äufserlicher Natur geschieht, denen man deutlich als alleinigen Zweck die Herbeiführung des glücklichen Schlusses ansieht, der alle vereint.

Um erschütternde Szenen herbeizuführen verwendet Lafontaine, vor allem anfangs, auch Motive des Schauerromans. So schildert er, wie ein Liebhaber die Probe seiner tiefen Liebe in schauerlicher Totengruft ablegen mufs. Er läfst Geliebte durch unterirdische Gänge entführen, in denen Haufen von Leichen aufgestapelt liegen, die, von fahlem Fackelschein getroffen, ein gar grausiges Bild geben. Selbst in Spinnstuben führt er uns, in denen noch immer Gespenstergeschichten das Gruseln der Mädchen erregen.

Für rührende Szenen stand der Mitleidsroman als Vorbild zur Verfügung, der, durch Gellerts Vorgehen beein-

flufst, alles, selbst die gröfsten Schandtaten zu verzeihen geneigt ist.

Das Ende ist dann mit wenigen Ausnahmen eine glückliche Vereinigung der Liebenden, ein Sieg der Tugendhaften im Kampfe mit dem Laster. Gerade dieser Kampf zwischen Guten und Bösen gibt Gelegenheit, oft moralische Lehren einzufügen, die den Vorzug des Guten loben, das Laster verdammen.

Um diesen Kernpunkt der Handlungen schliefst sich endlich, um das Gemälde zu vervollständigen, üppiges Beiwerk. Um Stimmungen der Personen zu zeichnen, greift Lafontaine zu Naturschilderungen, deren besonders beliebte bereits oben S. 43 geschildert wurden. Er hat kein Talent, abwechselnde, farbenprächtige Szenerien zu malen, da er sie aus seinem Innern, nicht aus eindringender Betrachtung der ihn umgebenden Natur entnimmt. So fehlt ihm die Fähigkeit bestimmte Gegenden darzustellen und nur selten versucht er sich darin. Halbwegs anschauliche Bilder gibt er nur in einer Schilderung aus dem Wörlitzer Park, von der damals so berühmten Elbbrücke in Dresden und von seiner Rheinreise, wo er Koblenz, Ems und die Burgen auf den rebenumkränzten Höhen recht anmutig beschreibt. Gelegentlich versucht er sich in der Schilderung Thüringens, doch kommt er dabei nicht weit über die Nennung von Namen wie Inselsberg, Wartburg hinaus. Die Schönheit der Alpen zu schildern wurde ihm sehr schwer, besonders ist ein Versuch, den Genfersee darzustellen, gänzlich mifslungen.

Im allgemeinen deutet er Aufruhr im Herzen mit gleichgestimmter Natur an, während sanftes Mondlicht seine idyllischen Liebesszenen mit mildem Glanze bestrahlt. Auch sonst träumen seine Liebhaber gar gern am murmelnden Bach von der fernen Geliebten.

So dienen auch eingeschaltete lyrische Partien dazu, Stimmung zu malen, sei es Trauer des betrogenen Herzens, das seiner Grabessehnsucht in verzweifeltem Liede Ausdruck gibt, sei es in Gestalt eines Liedes, das die jauchzende Stimmung des Herzens in die Lüfte schmettert.

Eingefügte Briefe verkünden nicht nur den Angehörigen daheim, wo sich das Familienglied in der Ferne befindet und was sich in der Zwischenzeit ereignete, sie zeigen auch die Stimmung der Liebenden, wenn sie nach Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ abgefafst sind, sie zeugen, in französischer Sprache geschrieben, von dem Zeitgeist, der die sanften Regungen des Herzens, seine Empfindungen, besser in der flüssigen, leichten und eleganten Sprache Frankreichs zum Ausdruck bringen zu können glaubt.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dafs Lafontaine gelegentlich auch die Kinderliebschaften benutzt, um lüsterne Szenen herbeizuführen, die er zwar mit der Naivetät der Kindernatur entschuldigen will, die sich nichts dabei denkt und keinen Anstofs nimmt, sich gegenseitig, nur leicht bekleidet, im Schlafzimmer zu besuchen. Jedoch auch unter Erwachsenen läfst er solche Szenen sich abspielen; so behält z. B. Klairant in „Klara du Plessis“ beim Einpacken von Klaras Kleidern ein dünnes Nachtkleid zurück, das so manchmal ihren jungfräulichen Leib umschlossen hielt, oder im Jünglinge regen sich alle Triebe der Sinnlichkeit, im „Flaming“, wenn ein Mädchen den runden, weichen Arm um seinen Hals schlingt und er fühlt, wie der volle junge Busen an seinem Herzen schlägt. — Der Bund von Sentimentalität und Sinnlichkeit ist ja nicht nur im Roman der Zeit ein enger gewesen.

Lafontaine-Bibliographie.

Allgemeine Deutsche Biographie 17, 512ff.
A. Bartels, Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. 2. Auflage. Leipzig 1909.
Deutsche Bibliographische Gesellschaft: Bibliographisches Repertorium. 1. Bd. Zeitschriften der Romantik. Berlin 1904.
W. Engelmann, D. Chodowieckis sämtliche Kupferstiche. Leipzig 1857.
Th. Ch. F. Enslin, Bibliothek der schönen Wissenschaften. 2. Auflage, herausgegeben von Engelmann. Leipzig 1837.
Ersch und Gruber, Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste. 2. Sektion 41, 161ff.
K. Goedeke, Grundrifs zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. 5, 478f.
Hallische Allgemeine Literaturzeitung. Jahrgang 1785—1790; 1806—1833.
W. Kawerau, Aus Halles Literaturleben. Halle 1888.
Ch. G. Kayser, Vollständiges Bücherlexikon. Leipzig 1836.
Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek. Band 1—107.
F. A. Pischon, Denkmäler der deutschen Sprache. Berlin 1850.
—, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Berlin 1862.
J. Voigt, Neuer Nekrolog der Deutschen. 9. Jahrgang 1831.
Wagnitz und Hesekiel, Hallisches patriotisches Wochenblatt. Jahrgang 1831.

Betreffs der Überlieferung der Werke Lafontaines sind folgende Bemerkungen vorauszuschicken: Die Hauptwerke, die ihm zu grofser Beliebtheit beim Publikum verhalfen, waren in fast allen Werken, aus denen die Zusammenstellung erfolgte, aufgezeichnet. Dann setzte allmählich die Periode der Vielschreiberei, die Zeit der Selbstkopie ein, so dafs die Kritik etwa seit 1807 dazu überging, seine Werke totzuschweigen. Von diesem Zeitpunkt ab werden hauptsächlich nur noch seine Beiträge für die verschiedenen Zeitschriften und Taschenbücher von der „Neuen Allgemeinen

Deutschen Bibliothek“ und von der „Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung“ genannt. Viele dieser Taschenbücher, denen nur eine kurze Lebensdauer beschieden war, sind heute auf deutschen Bibliotheken nicht mehr zu finden, so dafs aus ihnen angeführte Beiträge Lafontaines oft nicht sicher festzustellen sind. Derartige Beiträge, sowie solche Romane, deren Titel unsicher ist, sind mit * versehen. Der gleichzeitige Abdruck mancher Beiträge in verschiedenen Sammlungen bedingte der Vollständigkeit halber öfters eine mehrmalige Anführung, worauf stets hingewiesen ist.

Eine weitere Eigentümlichkeit bei der Überlieferung der Werke Lafontaines ist die, dafs er selbst öfters in späteren Auflagen die Titel seiner Werke änderte und erweiterte, so dafs sie, nach dem Titel zu urteilen, ein neues Werk zu sein scheinen. Als Beispiel dafür mag „Szenen“, Band 2, angeführt werden. Dieser Band trug zuerst nur den Titel: „Kleomenes“ (Leipzig 1789), wurde dann aber 12 Jahre später noch einmal unter dem Titel: „Agis und Kleomenes, oder die spartanischen Könige“ (Berlin 1801) herausgegeben. Zuweilen wurden seine Werke auch von fremder Hand unter neuem Titel nachgedruckt. Als Beispiel für diese Art der Titeländerung sei angeführt: „Klara du Plessis und Klairant, Geschichte zweier Liebenden“ (Berlin 1794). Erneut wurde dies Werk stark gekürzt in Wien und Prag 1804 bei Franz Haas unter dem Titel „Graf Vallmont, oder die Familie auf der Flucht“ herausgegeben. Nicht immer jedoch gelang es, solche Nachdrucke der einen oder der anderen Art nachzuweisen, da es dem Verfasser nicht möglich war, alle derartig ihm zweifelhaft erscheinenden Bände auf deutschen Bibliotheken einzusehen. Derartige Werke sind durch [ ] von den übrigen unterschieden.

Lafontaines Werke.

A. Einzelne Romane.
B. Romansammlungen, von Lafontaine selbst veranstaltet.
C. Dramatische Werke.
D. Ausgaben antiker Schriftsteller.
E. Beiträge für Zeitschrifteu.
F. Gelegenheitsarbeiten.
G. Übersetzungen von Werken Lafontaines.

A. Einzelne Romane.

1. Die Verirrungen des menschlichen Herzens, oder so macht es die Liebe. 2 Bände. Halle 1792. Pseudonym Selchow.
2. Rudolf von Werdenberg, eine Rittergeschichte aus der Revolutionszeit Helvetiens. Berlin 1793. 3. Auflage 1800.

3. Klara du Plessis und Klairant, Geschichte zweier Liebenden. Eine Familiengeschichte französischer Emigranten. Berlin 1794.
3a. [Klara und Klairant 1798.]
4. Leben und Taten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming. 3 Teile. Berlin 1795—1796. Neue Auflage in 4 Bänden, 1798. Pseudonym Gustav Freier.
5. Liebe und Dankbarkeit. Eine französische Familiengeschichte. Berlin und Leipzig 1798.
6. Liebe um Liebe, eine Erzählung. Berlin 1799. Vgl. Gewalt der Liebe, Teil 3.
7. Theodor, oder Kultur und Humanität. 2 Teile. Berlin 1800.
8. Die Unerforschlichen, eine Schweizergeschichte. (Seitenstück zum Rudolf von Werdenberg.) 2 Teile. Lüneburg 1800.
*9. Henriette Dufort. Berlin 1801.
10. [Agis und Kleomenes, oder die spartanischen Könige. Berlin 1801.] Vgl. „Szenen" Bd. 2.
11. Fedor und Marie, oder Treue bis zum Tode. Berlin 1802.
12. Der Unglückliche, oder Begebenheiten eines Ausgewanderten. Hamburg und Mainz 1803.
13. [Graf Vallmont, oder die Familie auf der Flucht. Wien 1804. Vgl. Nr. 3.]
14. Das Haus Bärburg (Bärenburg) oder der Familienzwist. Berlin 1805.
15. Das Bekenntnis am Grabe. 3 Bände. Halle 1805.
16. Robert und Agnes, die Herzen ohne Maske. 2 Teile. Zerbst 1806.
17. Die Tochter der Natur. Halle 1806.
18. Die Familienpapiere, oder die Gefahren des Umgangs. 2 Teile. Berlin 1806.
19. Die beiden Bräute. 3 Teile. Berlin 1808—1809.
20. Raphael, oder das stille Leben. Halle 1809.
21. Das Testament. 3 Teile. Berlin 1809.
22. Emma. Berlin 1809.
23. Der Hausvater, oder wie sich das liebt und warum? 3 Teile. Halle 1810.
24. Wenzel Falk und seine Familie. 3 Teile. Berlin 1810.
25. Amalie Horst, oder das Geheimnis glücklich zu sein. 2 Teile. Halle 1810.
26. Bürgersinn und Familienliebe oder Tobias Hoppe. 3 Bde. Halle 1812.
27. Walter, oder das Kind vom Schlachtfelde. 3 Bde. Halle 1813.
28. Eugenie, oder der Sieg über die Liebe. 3 Bde. Halle 1814.
29. Der Kampf mit den Verhältnissen oder der Unbekannte. 3 Bde. Halle 1815.
30. Die Pfarre an der See. 3 Bde. Halle 1816.
31. Ida von Kyburg, oder das Verhängnis. Halle 1816.
32. Das heimliche Gericht des Schicksals, oder Rosaura. 2 Bde. Halle 1817.
33. Agathe, oder das Grabgewölbe. 3 Bde. Halle 1817.
34. Reinhold (v. Welfenstein). 3 Bde. Halle 1818.

35. Die Geschwister, oder die Reue. 2 Teile. Halle 1819.
36. Die Wege des Schicksals. 2 Teile. Halle 1820—1821.
37. Die Stiefgeschwister. 3 Bde. Halle 1822.

B. Romansammlungen.

I. Szenen.

38. Bd. 1. Brutus, oder die Befreiung Roms. Leipzig 1789.
39. Bd. 2. Kleomenes. Leipzig 1789. (Vgl. Nr. 10.)

II. Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen.

Pseudonym Miltenberg.

40. T. 1. Der Naturmensch. Halle 1792.
*40a. Gegenstück dazu: Der Sohn der Natur. Wien 1799.
41. T. 2—4. Der Sonderling. 2 Teile, 3 Bde. Halle 1793.
42. T. 5—6. Rudolf und Julie. 2 Teile. Halle 1802.
43. T. 7—9. Arkadien. 3 Teile. Halle 1807.
44. T. 10—12. Aline von Riesenstein. 3 Teile. Halle und Leipzig 1808.
45. T. 13—15. Eduard oder der Maskenball. 3 Teile. Halle 1810.

III. Sagen aus dem Altertume.

46. T. 1. Aristomenes und Gorgus, oder Rache und Menschlichkeit. Berlin 1796.
47. T. 2. Romulus. Berlin 1798.

*IIIa. Reisen im Altertume,

ein Gegenstück zu den Sagen aus dem Altertume. 2 Teile. Giefsen 1804.

IV. Familiengeschichten.

48. T. 1—2. Die Familie von Halden. 2. Teile. Berlin 1797.
49. T. 3. St. Julien und seine Familie. Berlin 1797.
50. T. 4—5. Herrmann Lange. (Ihrer Majestät der Königin von Preufsen Luise gewidmet.) 2 Bde. Berlin 1798. (Vgl. Nr. 132.)
51. T. 6. Carl Engelmanns Tagebuch. Berlin 1799.
52. T. 7—8. Leben eines armen Landpredigers. 2 Bde. Berlin 1800.
52a. Der Emeritus, Seitenstück zum Landprediger. Hamburg um 1805.
53. T. 9—10. Henriette Bellmann, ein Gemälde schöner Herzen. Berlin 1802.
54. T. 11—12. Barneck und Saldorf. 2 Bde. Berlin 1804.

V. Kleine Romane und moralische Erzählungen.

12 Bde. Berlin 1799—1810.

55. Bd. 1. a) Liebe und Tugend. b) Das Rätselspiel.
56. Bd. 2. Die Harfenistin, oder die Liebe auf dem Riesengebirge.

57. Bd. 3. a) Ida von Tokkenburg, oder die Stärke der Eifersucht. b) Der edelste Mann. c) Die Entdeckung der Insel Madeira. d) Verbrechen aus Leichtsinn.
58. Bd. 4. a) Die gefährliche Probe. b) Liebe und Dankbarkeit (vgl. Nr. 5.) c) Die Stärke des Vorurteils.
59. Bd. 5. a) Die Strafen im Alter, oder die Folgen des Leichtsinns. b) Die Versöhnung, eine wahre Familienszene.
60. Bd. 6. a) Die väterliche Gewalt. b) Die Rache.
61. Bd. 7. a) Der Hochmut. b) Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze. c) Die Stärke des Gewissens. d) Verbrechen und Strafen.
62. Bd. 8. Das Nadelöhr oder die Schwärmerei.
63. Bd. 9. a) Die Intrige. b) Die Schwäger. c) Der Freund. d) Das Mädchen auf Freiersfüfsen.
64. Bd. 10. a) Die Erbschaft. b) Der Jahrmarkt.
65. Bd. 11. a) Die Brüder. b) Die Rückkehr ins Vaterland. c) Die Mutter, oder die edle Rache.
66. Bd. 12. a) Er verführt seine eigne Frau. b) Rektors Minchen. c) Makaria, oder die Herakliden.

VI. Moralische Erzählungen.

6 Bde. Berlin 1794—1801.

67. a) Liebe und Tugend (vgl. 55, Bd. 1 a). b) Der edelste Mann (vgl. 57, Bd. 3 b). c) Die Schöpfung des Menschen, eine Fabel. d) Die Entdeckung der Insel Madeira (vgl. 57, Bd. 3 c).

VII. Die Gewalt der Liebe in Erzählungen.

4 Teile. Berlin 1791—1793.

68. Teil 1. a) Liebe und Eifersucht. b) Er liebt sie mehr wie sein Leben. c) Die Harfe. d) Liebe und Edelmut. e) Liebe und Achtung.
Teil 2. a) Die Hochzeitsfeier der Samniter. b) Liebe und Redlichkeit auf der Probe.
Teil 3. a) Liebe um Liebe (vgl. Nr. 6). b) Stolz und Liebe.
Teil 4. a) Natur und Buhlerei. b) Der Sieg der Liebe.

VIII. Märchen, Erzählungen und kleine Romane.

2 Bde. Berlin 1801.

69. Bd. 1. a) Rübezahl. b) Die unschuldige Verführerin. c) Die erzwungene Liebe.
Bd. 2. a) Die Irrungen, oder der Vater. b) Die Treue.

IX. Gemäldesammlung zur Veredlung des Familienlebens.

2 Bde. Berlin 1805.

70. Die Brüder, oder der Wildfang.

71. X. Kleine Aufsätze für Frauenzimmer.
2 Teile. Giefsen 1807.

XI. So geht es in der Welt.

72. Bd. 1. Der Baron von Bergedorf, oder das Prinzip der Tugend. Berlin 1803.
Bd. 2 u. 3. Eduard und Margaretha, oder Spiegel des menschlichen Lebens. 2 Teile. Berlin 1803.

XII. Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht.
6 Bde. Görlitz 1804—1811.

73. Bd. 1—3. Vermischte kleinere Erzählungen. Görlitz 1804.
Bd. 1. 1. Die Blume der Grazien. 2. Über Bildung des weiblichen Geschlechts. 3. Wahrheit und Täuschung. 4. Vermächtnis der Marquise de Nevers an ihre beiden Nièces, Marie de Beau Grisan und Adelaide de Thianon. 5. Die gute Frau, oder so bessert man einen Mann. 6. Über häusliche Glückseligkeit (in Briefen). 7. Elise Draper. 8. Der gute Sohn. 9. Die gute Tochter. 10. Freundschaft. 11. Said, Freundschaft. 12. Hulkem, oder der goldene Spiegel, ein persisches Märchen. 13. Hulkem. 14. Liebe. 15. Maria. 16. Moden.
Bd. 2. Die schrecklichen Folgen einer Unvorsichtigkeit. 2. Hymens Klage. 3. Die Liebe auf den Alpen. 4. Gedanken, Sittensprüche und Bemerkungen über Liebe. 5. Mütterlicher Rat der Marquise de Lambert an ihre Tochter. 6. Fragmente aus dem Tagebuche Amaliens. 7. Die Schwäche des menschlichen Herzens, eine wahre Begebenheit. 8. Die türkischen Damen. 9. Höflichkeit und Höflichkeit. 10. Ninon l'Enklos. 11. Die Damen des alten Roms. 12. Diogenes von Sinope. 13. Die Folgen der Untreue. 14. Konversation. 15. Der Schutzgeist.
Bd. 3. 1. Liebe. 2. Heiraten. 3. Über die Heirat bei Herrnhutern. 4. Mittel für das weibliche Geschlecht, Gesundheit und Schönheit zu erhalten. 5. Über die Achtung, welche das schöne Geschlecht von den Männern erhält (in Briefen). 6. Wer hats am besten im menschlichen Leben, der Mann oder das Weib? 7. Anquetil du Perron. 8. Enthusiasmus. 9. Chinesische Schatten. 10. Über öffentliche Lustbarkeiten. 11. Die Neger. 12. Das Orakel, aus dem Pausanias vom messenischen Kriege. 13. Don Karlos. 14. Natur, du bist gut. 15. Über die Livreen und über einige Moden der Alten. 16. Der Tanz. 17. Eitelkeit und Rache.
Bd. 4. Erzählungen aus dem heutigen Leben. Görlitz 1805.
a) Welch ein Herz! b) Lohn der Treue. c) Minchen.
Bd. 5. Der Familienehrgeiz, oder die Freundschaft. Görlitz 1807.
Bd. 6. Natur und Kunst, oder die Täuschung des menschlichen Lebens. Görlitz 1811.

XIII. Schilderungen aus dem menschlichen Leben in Erzählungen.

Halle 1811—1818.

74. T. 1—2. Die Gefahren der grofsen Welt, oder Bertha von Waldeck. Halle 1811.
T. 3—4. Tinchen, oder die Männerprobe. Halle 1811.
T. 5—6. Die Moralsysteme, oder Ludwig von Eisach. 2 Bde. Halle 1812.
T. 7—8. Isidore, oder die Waldhütte. 2 Bde. Halle 1816.
T. 9—10. Die beiden Freunde. 2 Bde. Halle 1818.

XIV. Rosen, gesammelte Erzählungen.

Mannheim 1828.

75. a) Nanthild. b) Herr Adam Schlau. c) Heiratsabenteuer des Grafen von Aich (vgl. Nr. 88).

C. Dramatische Werke.

76. Die Prüfung der Treue, oder die Irrungen (Lustspiel). Görlitz 1806.
77. Die Tochter der Natur, ein Familiengemälde in 3 Akten (Schauspiel). Görlitz 1806.
78. Antonie, oder das Klostergelübde (Trauerspiel). Görlitz 1789.

D. Ausgaben antiker Schriftsteller.

79. Die Tragödien des Äschylus (Agamemnon und die Choephoren) mit mit Kommentar. 2 Teile. Halle 1822.
80. Die Hecuba des Euripides, mit Kommentar. Halle 1826.

E. Beiträge für Zeitschriften.

I. Deutsche Monatsschrift.

81. Der edelste Mann. 1794. (Vgl. 57, Bd. 3b.)
82. Die Versöhnung, eine wahre Familiengeschichte. 1794.

II. Kleine Romanbibliothek (Romankalender)

von B***, A. Lafontaine usw. Jahrgang 1799—1801.

83. Glück aus Unglück. 1799.
84. Die Stärke des Gewissens. 1800. (Vgl. 61, Bd. 7c.)
85. Der Freund. 1801. (Vgl. 63, Bd. 9c.)

III. Salina,

oder Unterhaltungen für die leselustige Welt von A. G. Eberhard, A. Lafontaine und anderen. Halle 1812—1816.

86. Jahrgang 1812. Bd. 1. Heft 1. Anne Marie und Joseph.
87. Jahrgang 1812. Bd. 1. Heft 3. Vierzig Jahre.

88. Jahrgang 1812. Bd. 2. Heft 5. Heiratsabenteuer des Grafen von Aich. (Vgl. 75 c.)
89. Jahrgang 1812. Bd. 3. Heft 7. Der Adelsbrief.
90. Jahrgang 1812. Bd. 4. Heft 10. Das Erkerfenster.
91 Jahrgang 1816. Bd. 1. Heft 1. Der Jäger, Novelle in Briefen.
92. Jahrgang 1816. Bd. 3. Heft 7. Die Komthurey.

IV. Flora.

Deutschlands Töchtern geweiht. Jahrgang 1796.

93. 1. Die Strafen im Alter, oder die Folgen des Leichtsinns (vgl. 59, B 5).
94. 2. Der Geist der Chevallerie.
95. 3. Einige Feste der Alten.
96. 4. Heiratsgebräuche in Hindostan.
97. 5. Der leukadische Felsen.
98. 6. Derbid der Weise.
99. 7. Über den Zustand des weiblichen Geschlechts unter den verschiedenen Völkern der Erde.

V. Taschenbuch für Damen.

Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und Anderen.

100. 1. Die Schwäger. 1801. (Vgl. 63, Bd. 9 b.)
101. 2. Die Mutter, oder die edle Rache, Geschichte in Briefen. 1802. (Vgl. 65, Bd. 11 c.)
102. 3. Die Rückkehr ins Vaterland. 1803. (Vgl. 65, Bd. 11 b.)
103. 4. Das Portrait. 1804.
104. 5. Die Erbschaft. 1805. (Vgl. 64, Bd. 10 a.)
105. 6. Er verführt seine eigne Frau. 1808. (Vgl. 66, Bd. 12 a.)
106. 7. Rektors Minchen. 1808. (Vgl. 66, Bd. 12 b.)
107. 8. Nanthild. 1810. (Vgl. 75 a.)
108. 9. Der Häusler. 1813.
109. 10. Die Geschwister. 1813.
110. 11. Das Haus im Walde, oder Försters Ännchen. 1815.
111. 12. Lenardo und Blondine, oder Amandus und Amanda. 1816.
112. 13. Geschichte zweier Liebhaber. 1818.
113. 14. Alter und Jugend. 1820.

VI. Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet.

Stolz und Liebe. 1797. (Vgl. 68, T. 3 b.)

114. 1. Die Rache. 1799. (Vgl. 60, Bd. 6 b.)
115. 2. Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze. 1801. (Vgl. 61, Bd. 7 b.)
116. 3. Suschen, eine Anekdote aus der französischen Revolution. 1803.
*117. Die Tochter.

VII. Minerva.

118. 1. Das Mündel. 1814.
119. 2. Der Rheinfall. 1816.
120. 3. Die Überraschung. 1817.
121. 4. Der graue Bund. 1819.

VIII. Beckers Taschenbuch und Almanach zum geselligen Vergnügen.

122. 1. Diogenes' Tonne. 1797.
123. 2. Glück aus Unglück. 1799.
124. 3. Die Hundsgrotte von Puzzuoli. 1801.
125. 4. Der Burggeist. 1819.

IX. Th. Hells: Penelope

(Taschenbuch, der Häuslichkeit und Eintracht gewidmet).

126. 1. Die Blume. 1816.
127. 2. Lieschen. 1817.

X. Rheinisches Taschenbuch.

128. 1. Der Schwiegersohn. 1815.
129. 2. Kurz und gut, oder eine Hand wäscht die andere, Geschichte in Briefen. 1816.

XI. Rochlitz's Erinnerungen (Züllichau)

zur Förderung einer rechtmäfsigen Lebensklugheit in Erzählungen und praktischen Aufsätzen.

130. Die Stärke des Vorurteils. 1798.

XII. Zeitschrift für Gattinnen, Mütter und Töchter

(Fortsetzung von Dr. Barths Zeitschrift).

und ihre Fortsetzung: Museum für das weibliche Geschlecht. (Beiträge Lafontaines sind wieder gesammelt im Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht. s. d.)

XIII. Reinhards Romanenkalender

(R.s Romantische Bibliothek).

131. Liebe und Dankbarkeit, eine französische Familiengeschichte (vgl. Nr. 5).

XIV. Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden.

132. Herrmann Lange (vgl. 50, T. 4—5).

XV. Taschenbuch auf das Jahr 1804 für edle Weiber und Mädchen.

133. Suschen (vgl. 116, 3).

XVI. Taschenbuch auf das Jahr 1805 für edle Weiber und Mädchen.

Mit Beiträgen von Lafontaine, Wilh. Müller, Pfeffel, Dr. E. L. Posselt u. a. Herausgegeben von Wilhelmine Müller geb. Maisch.

134. Amalie, eine wahre Geschichte.

XVII. Friedenspräliminarien.

135. Rudolph von Erlach, ein Charakter aus der Schweizer Geschichte. 1794.

XVIII. Der Kosmopolit,

eine Monatsschrift zur Beförderung wahrer und allgemeiner Humanität. Halle 1797—1798.

136. Bd. 1. Die List der Natur, oder List über List. (Ein Bruchstück aus einem ungedruckten Romane: Rübezahls Wanderungen unter den Menschen.)

XIX. Lafontaine und Huber.

137. Kleine auserlesene Erzählungen zur Bildung des Herzens.

XX. Lafontaine und Friedrich Kind.

Makaria (nur diese ist von Lafontaine), Atalante und Kassandra. Züllichau 1803.

XXI. Aphorismen aus dem Gebiete der Liebe und Freundschaft.

F. Gelegenheitsarbeiten.

Huldigungsrede beim Regierungsantritt S. M. des Königs von Preufsen, Friedrich Wilhelm III., gehalten vor dem Infanterie-Regiment von Thadden am 18. November 1797 zu Halle a. S.

G. Übersetzungen von Werken Lafontaines.

I. Französisch.

Nr. 4. Quinctius Heymeran von Flaming. Übersetzungstitel: Le Baron de Fleming, ou la manie des titres traduit libre de l'Allemand, und Fleming fils, ou la manie des systèmes traduit libre de l'Allemand. Par Madame de Cerenville.

Nr. 7. Theodor, Übersetzungstitel: Le village de Lobenstein, ou le nouvel enfant trouvé.

Nr. 11. Fedor und Marie. Übersetzungstitel: Marie Menzikoff et Féodor Dolgorucki. Histoire russe en forme de lettres traduit de l'Allemand d'Auguste Lafontaine par Mme Montolieu (1804).

Nr. 40. Der Naturmensch. Übersetzungstitel: William Hillnet ou la nature et l'amour traduit de l'Allemand de Miltenberg par Adeline D. C. (1801). (Das Lieblingsbuch der damaligen französischen schönen Welt.)

Nr. 42. Rudolf und Julie. Übersetzungstitel: Rodolphe et Julie, traduit de l'Allemand d'A. L., à Paris.

Nr. 46. Aristomenes und Gorgus. Übersetzungstitel: Aristomène traduit de l'Allemand d'A. L.

Nr. 48. Die Familie von Halden. Übersetzungstitel: La famille deHalden. Ouvrage traduit de l'Allemand par Auguste Lafontaine à Paris 1803.

Nr. 50. Herrmann Lange. Übersetzungstitel: Hermann et Emilie, traduit de l'Allemand 1802.

Nr. 53. Henriette Bellmann. 1. Übersetzungstitel: Henriette Bellmann, ou dernier tableau de famille par A. L., à Paris 1803. 2. Übersetzungstitel: Amour et Coquetterie ou l'enfant d'adoption imité du roman intitulé: Henriette Bellmann par Mme Montolieu 1803.

Die Moralischen Erzählungen sind übersetzt von Girard Propiac.

II. Englisch.

Neue moralische Erzählungen. Übersetzungstitel: New moral Tales, translated from the German of A. L. London 1803.

Nr. 63, Bd. 9a. Die Intrige. Übersetzungstitel: The Intrigue, a Tale, translated from the German.

III. Schwedisch.

Nr. 49, T. 3. St. Julien und seine Familie. Übersetzungstitel: St. Julien och hans Familie (Strengnäs).

Nr. 59, Bd. 5a. Strafe im Alter. Übersetzungstitel: Straffet pa Alderdomen (Stockholm).

Nr. 3. Clara du Plessis und Klairant. Übersetzungstitel: Clara du Plessis (Stockholm).

Nr. 62, Bd. 8. Das Nadelöhr. Übersetzungstitel: Nalsögat eller Adolf och Luise (Stockholm).

Nr. 4. Quinctius Heymeran von Flaming. Übersetzungstitel: gleichlautend (Stockholm).

Lebenslauf.

Am 15. Juli 1888 wurde ich, Christoph Andreas Hermann Franz Rummelt, preufsischer Staatsangehöriger, als Sohn des Kaufmanns Christoph Rummelt und dessen Ehefrau Lina, geb. Edner, zu Halle a. d. S. geboren. Ich besuchte zuerst die städtische Mittelschule meiner Vaterstadt, dann die Lateinische Hauptschule der Franckeschen Stiftungen und siedelte schliefslich auf das Stadtgymnasium über, das ich Michaelis 1909 mit dem Zeugnis der Reife verliefs. Darauf studierte ich Deutsch und klassische Philologie, und zwar mit Ausnahme des S.-S. 1912, das ich in Freiburg i. Br. verlebte, in Halle a. d. S. Meine akademischen Lehrer waren die Herren: Aly, Bechtel, Bremer, Fries, Jahn, Kern, Kluge, Krueger, Nebert, Praechter, Rausch, Saran, Schulz, Schwartz, Strauch, Uphues, Wissowa, Witkop. Das mündliche Doktorexamen bestand ich am 17. Dezember 1913. Zu ganz besonderem Danke bin ich verpflichtet Herrn Prof. Dr. Jahn, der mir nicht nur die Anregung zu dieser Arbeit gab, sondern mir auch während der Bearbeitung unermüdlich beratend und fördernd zur Seite stand, sowie dem Referenten Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Strauch, der die Drucklegung überwachte.